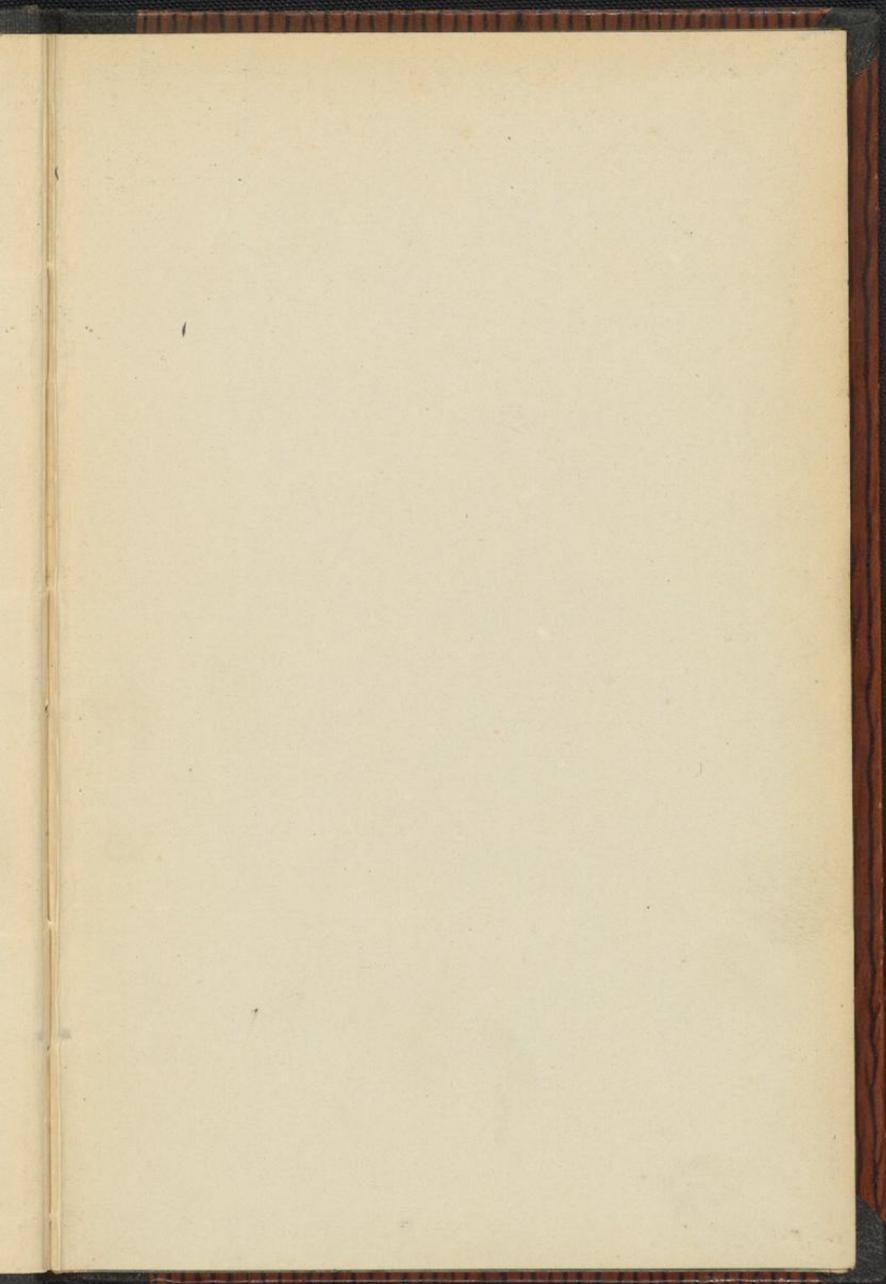


Bm 2258



15

7708

Kriegs-Tage in Süd-West

UNIVERSITÄT
KOLONIALGE
BIBLIOTHEK



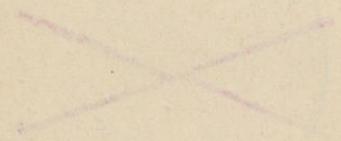
J. Müller 1916

448.

Kriegstage in Südwest



1777



Kriegstage in Südwest

Tagebuchblätter aus den
Jahren 1914 und 1915

von

Cissy Willich



Oldenburg i. Gr.

Druck und Verlag von Gerhard Stalling

Gründungsjahr der Firma 1789

1*

SA 7/10215

Inhaltsverzeichnis.

I. Kapitel.	Was das Meer verkündet	5
II.	„ Südwest macht mobil	11
III.	„ Das Vorspiel beginnt	17
IV.	„ Ein Schlag des Schicksals	33
V.	„ Seltsame Kriegs-Weihnachts- wochen	39
VI.	„ Düstere Wetterwolken im neuen Jahre	51
VII.	„ Was hat das Schicksal Schlimmes mit uns vor?	65
VIII.	„ Und das Unglück schreitet schnell	74
IX.	„ Die Zähne zusammengebissen! .	85
X.	„ Die Unionsflagge über Windhuk	92
XI.	„ Das Ende vom Liede	99
XII.	„ Heimkehrgedanken	104
XIII.	„ Auf der Heimreise: Kapstadt .	114
XIV.	„ An Bord der „Erna Woermann“	134
XV.	„ Nachwort	151

Copyright 1916 by Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr.

Städt. u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

48/5307

I. Was das Meer verkündet.

Swakopmund, den 1. August 1914.

Das Meer tost und brüllt! Wütend schlagen die Brecher an die starken Pfeiler der Landungsbrücke und ziehen sich dumpf grollend zu einem neuen, bösen Angriff zurück. Ein grauer Himmel spannt sich über See und Stadt. So muß es ja heute sein! Wo ist die Sonne? Sie wagt sich heute nicht hervor. Das zornige Dröhnen der Wogen hat das Wort. Und mir ist es, als könne man aus der Wucht dieser Naturgewalten immer denselben furchtbaren Klang heraushören: Hört, ihr Menschen, Krieg gibt es! Krieg! Krieg!

Das Echo des grauenvollen Wortes ist in aller Herzen. Oder ist noch jemand, der seine Ohren verschließen könnte vor der Übermacht dieses Klanges? Die erste Mahnung haben wir allerdings fast überhört, als uns die Kunde von der

Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaars kam. Wir horchten wohl auf — aber über dem Alltag und seinen kleinen und großen Forderungen verhallten die ungewöhnlich ernstesten Klänge in der Ferne. Heute aber? heute hält jeder bange den Atem an: etwas Unerwartetes, Unerlebtes klingt aus der Ferne, kommt näher und näher!

Das Meer brüllt und tost. Ich gehe hinab zur Landungsbrücke, die erzittert unter der Wucht der starken Wogen. In der Ferne liegt weiß und stolz ein Dampfer, der heute fällig ist, und eben versucht man, unter großen Schwierigkeiten die letzten Passagiere einzubooten. Ich treffe auf der Brücke einen jungen Bekannten. „Mein Gott, wollen Sie es wagen, noch abzufahren?“ frage ich ihn erschrocken. „Und warum nicht?“ fragt er lachend. „Weil's los geht“, sage ich ernst. „Und wenn's losgeht? Was Schlimmeres, als hier draußen zu sitzen, kann es nicht geben. Ich versuch' es, heimzukommen. Vielleicht glückt es!“ Ich reiche ihm die Hand, es ist die Reihe an ihm, ins Boot gehoben zu werden. „Viel Glück! Und grüßen Sie Deutschland.“ Der kleine Leichter tanzt wie eine Nußschale auf

und nieder. Die Menschen klammern sich aneinander fest. Der Schlepper spannt sich vor, und hinaus geht's in die See, dem fernliegenden Dampfer zu. Heiß steigt's mir zum Herzen: Wer jetzt mitkönnte! Ja, es war schon richtig, etwas Schlimmeres, als hier draußen sein, während in der Heimat der Krieg ausbrach, etwas Unerträglicheres konnte es wohl wirklich nicht geben!

Langsam senken sich die Abendnebel über die tobende See, über den Dampfer in der Ferne, über die Stadt. Eine bange Mutlosigkeit legt sich aufs Herz, als sähe ich in der Ferne das Glück, unerreichbar, langsam sich entfernend. Der dumpfe Laut der Sirene übertönt selbst die laute Brandung. Und langsam, langsam wendet der Dampfer und nimmt geheimnisvoll seinen Weg in die grauen Abendnebel hinein.

Aber der Stadt liegt es wie eine unruhige Erwartung. In Gruppen stehen die Menschen zusammen, so ernst alle Mienen, so voll quälender Ungewißheit. Und wenn es nun losgeht, was dann??

Ruhig, wie alle Tage, zieht des Leuchtturms Schein über die dämmerige Stadt, so unbekümmert über unser Fragen und Warten und

Seufzen. Was kümmert ihn das Morgen! er tut seine Pflicht.

Und draußen, wilder und lauter, tost und brüllt das Meer. Den ganzen Abend höre ich es, und die lange, hange Nacht des Wartens.

2. August.

Vor der Buchhandlung, wo sich die Menschen vor dem großen Extrablatt drängen, da kannst du es schwarz auf weiß lesen: „Deutschland macht mobil!“ Und du starrst auf die großen, schwarzen Buchstaben — wie lange schon? und immer wieder sagt eine Stimme im Innern: „Was ist das? Es ist ja nicht wahr — — es kann ja nicht wahr sein!“ und noch einmal liest du: „Deutschland macht mobil!“ Und irgend etwas Unsichtbares, Schweres, das namenlos schmerzt, legt sich auf die Brust, so daß du denkst, der Atem vergeht dir. Und dann schleichst du dich hinaus aus dem Gedränge der murmelnden, aufgeregten Menschen. Wie du hinauskamst, das weißt du selber nicht mehr — aber plötzlich stehst du draußen am Strande, wo die Gischt der Wellen dein heißes Gesicht befeuchtet. Und hörst das alte Lied von gestern, mächtiger und un-

erbittlicher als vorher: „Krieg, ihr Menschen, Krieg, ihr törichten, kleinen Menschen, und Tod und Verderben — und Leid und Weh des Krieges komme über euch!“ So grollt die wütende Brandung.

Und du weinst plötzlich auf, weinst laut wie ein Kind, in all der grenzenlosen Verlassenheit und Ratlosigkeit dieses Tages. Du denkst an die ferne Heimat, wo heute groß und herrlich eine neue Zeit beginnt. Du siehst das deutsche Volk in herrlicher Begeisterung zu den Waffen greifen und weinst in ohnmächtiger Hilflosigkeit, weil du fern sein mußt an diesem Tage. Und schauerst zusammen in der Erkenntnis, wie groß und weit das Weltenmeer vor dir sich ausbreitet, und kannst noch den Gedanken nicht fassen, daß es dich für ungeahnte Zeit völlig trennt von den Deinigen daheim. Aber schließlich, nach Stunden, da ängstigt dich die große Einsamkeit, und langsam gehst du in die Stadt, unter die andern Menschen.

Was für eine Erregung im Gegensatz zu gestern! Eifrig redend stehen alle Menschen oder eilen hastig davon. Die Kinder spektakeln, angesteckt von der Aufregung der Erwachsenen.

Ein Junge rennt mit dem Brüderchen an mir vorüber und schreit wie besessen immer daselbe „Nun gibt's Krieg mit die Franzosen“. Auch die Eingebornen hat diese allgemeine Aufregung gepackt. In ihrer unverständlichen Sprache schreien sie sich lachend gegenseitig etwas zu, gerade als wäre das Ganze etwas ungeheuer Amüsantes und Komisches.

An der Ecke einer Straße stehen mehrere Menschen mit Ferngläsern bewaffnet. „Was ist da los?“ frage ich sie. „Wir sehen, ob Kriegsschiffe kommen!“ Na, denke ich bei mir, sollte das nicht ein bißchen verfrüht sein? So rasch geht's denn wohl doch nicht!

II. Südwest macht mobil.

Okahandja, den 6. August.

Krieg mit England!! Und Erlaß des Gouverneurs: „Über das Schutzgebiet ist der Kriegszustand verhängt.“

Krieg nun auch für unsere Kolonie! Den Schall der Kriegstrompeten haben wir in den letzten Tagen doch nur wie aus weiter Ferne vernommen, jetzt tönen sie plötzlich ganz nah und rufen unsere Schutztruppe und alle wehrfähigen Männer zum Kampf. Noch ist ja hier kein Krieg erklärt. Doch heißt es nicht gewappnet sein gegen die Feinde im Süden, gegen die Union, die doch nichts weiter ist als ein Werkzeug in der Hand Englands? Krieg, Krieg! Nun muß die Kunde hinaus gebracht werden in das weite, einsame Land, auf all die fernen Farmen, die tageweit von den Ortschaften und vom Verkehr liegen. Der Telegraph arbeitet unaufhörlich, und

wohin es keine Verbindung gibt, da heißt es berittene Boten absenden. Auf dem Polizeihof der Feste werden die Pferde zusammengetrieben und gefattelt. Die Polizeibeamten erhalten ihre Instruktionen und reiten ab. Und in die fernsten Täler des Westens, in die sandigen Fernen des Ostens, in Nord und Süd erklingt der Ruf: „Über das Schutzgebiet ist der Kriegszustand verhängt! kommt zu den Waffen!“

Hier gbt's viel Wirrnis, viel Kopflosigkeit. Wir sind nicht in einem Lande wie Deutschland, wo sich alles in solcher Zeit programmäßig abwickelt. Manch einer sitzt Hunderte von Kilometern fern von der Eisenbahnlinie. Nun kommt der Mobilmachungsbefehl. Er muß seine Tiere von der Weide hereinholen lassen. Das dauert einen halben Tag oder länger. Und kann er seine Farm in diesen Zeiten unbeschützt lassen? Oder, was noch schlimmer ist: dürfen Weib und Kind schutzlos bleiben? Manch tapfere Frau beißt die Zähne zusammen beim Lebewohl. Sie kann die leise Angst nicht zum Schweigen bringen, gerade in dieser Zeit allein zu bleiben. — Schon kommen die ersten Siegesnachrichten von daheim. Im Fluge gehen sie durch das ganze

Land, wenn der Funkenturm Windhuk gesprochen hat. All unser heißes Sehnen und Wünschen geht ja täglich hinüber zum deutschen Vaterland. Wieder und wieder kommen Stunden der Verzweiflung über einen, daß man fern sein muß, wo für Deutschland eine großmächtige Zeit anbricht, und daß man in völliger Ungewißheit über die Angehörigen bleiben wird — wer weiß, wie lange?

8. August.

Erster Mobilmachungstag! All die stillen, friedlichen, langweiligen Ortschaften sind plötzlich aufgewacht, das ganze Land ist einem aufgeregten Ameisenhaufen ähnlich. In Abständen von wenigen Stunden fahren lange Eisenbahnzüge. In den Personenwagen, den Packwagen, hoch oben auf den beladenen Güterwagen dicht gedrängt Schußtruppler und Zivilisten in buntem Durcheinander, alle fröhlich singend, Witze reizend. Auf den Bahnhöfen ein ungekanntes Gedränge von Abschiednehmenden und Zuschauern. Hier schleppt ein eifriger Patriot noch einen Korb mit Sektflaschen an, um den Scheidenden den Abschied leicht zu machen, im Handumdrehen sind Gläser beschafft —, Propfen

springen, und wer ein Glas erwischt, der trinkt! „Auf Wiedersehen!“ — „Hoffentlich nicht allzu bald!“ — „Nun machen wir auch mit!“ — „Kinder, seid lustig, es geht dem Tommy an den Kragen!“ — und so fort, ausgelassen, siegesgewiß, wie ein deutscher Soldat sein muß. Die Freude leuchtet allen aus den Augen. Wie haben sie es alle heimlich gewünscht, daß sie auch mitmachen dürfen! Nur jetzt nicht zu Hause sitzen müssen, wo die Kameraden in Deutschland ihr Höchstes, Bestes dem Vaterlande geben!

So zieht hinaus, ihr fröhlichen, sonnenverbrannten Reiter, und macht eure Sache gut! Ein jubelndes „Hurra“, ein stolzes, frohes „Es braußt ein Ruf“, und der Zug fährt in den sengendheißen, stillen Mittag hinein, der Hauptstadt zu.

Nirgendwo ist die Bedeutung dieses Tages so fühlbar wie in Windhuk. Hier sind der Gouverneur, der Truppenkommandeur und alle ihre Ratgeber unermüdtlich an der Arbeit, Tag und Nacht. Dort oben auf dem Gouvernementsgebäude laufen alle Fäden zusammen. Wagen, Reiter, Fußgänger bewegen sich unaufhörlich bergauf, bergab, auf der sandigen Straße, die zu

dem hochgelegenen Gebäude führt. Die flinken kleinen Maultiere der Telegraphenjungen wissen heut nicht, wie ihnen geschieht — heute gibt's keine Nachsicht, keine Ruhe, ohne Pausen geht's den steilen Weg vom Postamt zur Kirche und weiter zum Verwaltungsgebäude hinauf und wieder im Trab hinunter. Unwirsch lassen sie im Posthof die Ohren hängen: Was ist nur in diese törichten Menschen gefahren!

Eine frohe Zuversicht herrscht im ganzen Lande. Selbst die Eingebornen scheinen angesteckt. Sie verwünschen den „Englismann“ in allen Tonarten, und verschiedene Male kommen einige von ihnen zu ihren Herren und fragen, ob sie nicht Waffen bekommen und mitmachen dürfen. Selbstverständlich kann man ihnen ihre Bitte nicht erfüllen, denn von einer anständigen Nation wird vorausgesetzt, daß sie gegen die weiße Rasse keine Eingeborne bewaffnet. Es scheint also die drohende Sorge, daß die Eingebornen sich unsere Lage zunutze machen werden, von uns genommen!

Swakopmund, den 20. August.

Noch ist hier im Lande alles ruhig, während in Deutschland bereits Sieg auf Sieg erkämpft

wird. Fleißig sind unsere Furkenstationen Windhuk, Lüderigbucht und Swakopmund an der Arbeit, und fast täglich kommen neue Siegeskunden von daheim, die im Fluge durch das ganze Land gehen. Erscheint dann die schwarz weiße rote Flagge auf dem Bezirksamt, so zieht jedes Haus eilig seine Fahne empor, bevor man weiß, was gemeldet ist. Und haben das die Schulkinder aus dem Fenster heraus entdeckt, geht ein Summen durch die Reihen: „Extrablatt!“ und ein Zank erhebt sich unter den Schnellläufern, wer heute das Blatt holen darf. Und ehe das Kind zurück ist, beginnen auch schon die Kirchenglocken zu läuten, und über die Straße rufen die Menschen sich's zu: „Sie haben drei belgische Festungen genommen!“ oder „30—40 000 Russen gefangen!“ Das große Weltgeschehen durchbebt mächtig auch die Deutschen fern von der Heimat!

III. Das Dorfspiel beginnt.

17. September.

Fast sieben Wochen sind vergangen, seit der Krieg ausbrach. Alles ist nun mehr zur Ruhe gekommen, äußerlich wie innerlich, wenn auch verzweifelte Stunden immer und immer wieder über mich kommen. Ich frage mich selbst, warum ich eigentlich wieder anfangs, Tagebuch zu schreiben, was ich doch seit Jahren nicht tat. Vielleicht ist es das Gefühl grenzenloser Einsamkeit, das mich dazu bestimmt. Denn für wen schreibe ich? Weiß ich, ob ich es nach beendigtem Kriege — wir rechnen ein bis ein und ein halbes Jahr — noch nach Hause schicken brauche? wen trifft es dann noch gesund und am Leben an? Dieser Gedanke ist fast der traurigste von allen!

Aber mit aller Kraft heißt es jetzt, sich stark und hart zu machen und nicht als weiches

Frauenzimmer immerfort zu klagen und darüber den Sinn für das Große unserer Zeit zu verlieren. Groß und todernst ist diese Zeit! So groß, daß man lernt, alle kleinlichen Gedanken und Sorgen des Alltags über den Haufen zu rennen an diesen großen Siegestagen, die wir nur aus weiter Ferne miterleben, und die uns doch lehren, wieder zu weinen, zu jauchzen aus der Übermacht des Gefühls heraus!

Wir sind hier nun auch im Vorspiel des beginnenden Krieges. Für all die Tatendurstigen jungen Menschen hier habe ich es ersehnt, daß es so kommen möchte — wenn es auch Blut kosten wird! Sie alle hier zur Untätigkeit verdammt zu sehen mit gefesselten Händen, „Gewehr bei Fuß“, wo sie ihre Kameraden daheim längst im tapferen Kampfe wissen, das tat einem leid! Ich konnte verstehen, was mir ein Offizier neulich sagte: „Das ist schlimmer als Zuchthaus!“ Der größte Teil der Schutztruppe ist konzentriert in Kalkfontein-Süd. Man erwartet einen Angriff der Unionstruppen über den Granje. Der Gouverneur verhandelt mit den Burenführern Dewet und Maritz, die mit uns gemeinsame Sache gegen England machen wollen.

Vor 3 Tagen erschien ein englischer Hilfskreuzer „Kinfauns Castle“ vor Swakopmund und beschloß den Funkenturm. Nachdem er von deutscher Hand vor den Augen des Feindes in die Luft gesprengt war — unbrauchbar gemacht war er längst — und nachdem der Bezirksamtman und der nach Swakopmund kommandierte Hauptmann mit dem Kommandanten des Dampfers verhandelt hatten, verzog sich der Kreuzer, um totensicher bald wiederzukommen! Daß ich das nicht mehr miterlebte! Granatenschüsse — wahrhaftige Kriegsmusik! Der gestern ankommende Zug brachte bereits einige Wagen flüchtender Frauen und Kinder. Große Transporte aller Art sehen wir hier täglich an der Bahn. Die Ovambos aus Lüderiksbucht und den Diamantfeldern werden in ihre Heimat im Norden zurückgebracht. Interessant war gestern die Ankunft von 1600 Bondelzwart-Hottentotten, die aus ihrem Reservat im Süden bei Warmbad mit Kind und Kegel nach Norden gebracht werden, wo sie am Bahnbau der Ambolandbahn beschäftigt werden sollen. Die Regierung tut gut daran, vorsichtig zu sein — nicht noch einmal sollen uns diese unzuverlässigen Brüder wie damals beim

Aufstand in den Rücken fallen! Heute kam ein Schub Kapjungen aus allen Teilen des Landes. Auch ihnen bringt man mit Recht nicht allzu großes Vertrauen entgegen; sie würden, sobald sich Gelegenheit böte, zu den Engländern überlaufen und gute Führerdienste leisten.

Die Ersatzabteilung Karibib fuhr bis auf eine kleine Besatzung fröhlich singend nach Windhuk ab. So ist hier ein ewiges Kommen und Gehen. Man fühlt die Arbeit, die Vorbereitungen für das Kommende!

20. September.

Es wird Ernst — auch für uns hier! Die Union landet in Lüderitzbucht Truppen, bis jetzt zirka 300—400 Mann, mit Geschützen, Tieren, Wasser. Was wird nun werden? Soll das eine Ablenkung vom eigentlichen Kriegsplan sein, über den Oranje einzufallen? Oder ob die Sache nun einen andern Verlauf nimmt? Jedenfalls heißt es für unser Häuflein, nicht verzagen, sondern alle Tapferkeit zusammennehmen! All den jungen Soldaten, die so hoffnungsvoll von hier abfahren, was kann man ihnen Schöneres wünschen, als daß sie, wie ihre Kameraden zu Hause, vor den Feind kommen!

24. September.

In Lüderitzbucht sollen bis jetzt 2000 Engländer mit Tieren und Geschützen gelandet sein. In Swakopmund beschloß ein Hilfskreuzer die Landungsbrücke und liegt noch auf der Reede. Die kleine Abteilung in Swakopmund überfiel heute nacht Walfischbay, erbeutete ein Maschinengewehr und machte 50 Gewehre unbrauchbar. Die englische Polizeistation Stolzenfels östlich von Hasur wurde genommen.

Endlich der Angriff! Dazu Einberufung vom Landsturm, so daß also alles, was irgend abkömmlich ist, unter Waffen kommt — „jedes Gewehr wird nötig“, hat das Gouvernement telegraphiert. Es geht an den Feind, endlich! Wie wird es uns glücken? Was werden die nächsten Monate bringen?

Nun, wo die Lage auch hier den wahren Ernst bekommt, durchbebt uns übermächtig das Vorgefühl kommender, nie erlebter Zeitereignisse, nie erlebten Ernstes. Wir sollen hier draußen doch nicht nur müßige Zuschauer bleiben! Wie dankbar ist man! Ganz allein steht ein jeder, der keine Angehörigen hat inmitten der Menschen in dieser Zeit, allein in dem großen

Geschehen, das uns umtost wie der Sturm dieser Tage, der ausdörend und heiß über die Ebene dahinfegt, nur daß es vor diesem Sturm des Weltgeschehens kein Flüchten gibt, daß jeder standhalten muß und sehen, daß ihn der Sturm nicht umreiße.

26. September.

Die ersten Toten! Wie eine kalte Hand greift es nach dem Herzen, zum erstenmal fühlt man den furchtbaren Ernst des Krieges. Ich stand auf dem Bahnhof, kurz vor Mitternacht. Aus Swakopmund, das zum zweiten Male von einem Hilfskreuzer beschossen wurde, war gerade wieder ein überfüllter Zug mit flüchtenden Frauen und Kindern eingetroffen. Und da ging die Nachricht durch die Menge — es lag plötzlich wie ein Schweigen über allem; halblaut erzählte es einer dem andern: Die ersten Toten! Wir haben im Süden, bei Sandfontein, ein schweres Gefecht gehabt. 2 Offiziere, Major von Rappard, Bezirksrichter Schmidt, 6—8 Mann tot, viele Verwundete, und 200—300 englische Gefangene haben wir gemacht. — Es ist unser erster Sieg — und doch will kein rechter Jubel aufkommen. Wir haben's noch nicht gelernt, daß jeder Sieg

mit dem Blute tapferer Männer erkaufte werden muß — auch das will gelernt sein!

29. September.

Heute endlich kommt der amtliche Bericht mit Einzelheiten über das Gefecht von Sandfontein: „In Sandfontein verschanzten die Unionstruppen 3 Eskadrons mit 3 Maschinengewehren und 1 Zug Feldartillerie. Am 26. früh wurden sie von Norden, Westen, Südosten und Nordosten gleichzeitig angegriffen; sie schlugen sich tapfer und schossen gut. Drei Entsatzversuche, zwei von Ramansdrift, einer von Gaidib, wurden abgewiesen. Um 5 Uhr nachmittags zeigte der Feind die weiße Flagge, nachdem unsere Gebirgsartillerie bis in Schützenlinie vorgegangen. Unverwundete Gefangene: 8 Offiziere, 20 Unteroffiziere, 166 Mann, 44 Eingeborene. Geschütze und Maschinengewehre befinden sich auf dem Transport nach Windhuk. Blutige Verluste des Gegners sehr erheblich. Tote mit militärischen Ehren in Sandfontein begraben.“

Seit Ende August bereits wird die Aufnahme der Funkprüche aus Nauen immer unverständlicher. Wir haben nun die Erklärung: seit Ende

August ist die Funkenstation Kamina in Togo außer Betrieb — wir sind nun darauf angewiesen, die Funksprüche aus Nauen bei Berlin direkt aufzunehmen. Sie müssen somit auf eine Strecke von fast 12 000 Kilometer wirksam sein! Es ist ein Wunder, daß uns die Aufnahme von Funkentelegrammen fast jede Woche einmal gelingt! Da unsere Windhuker Maschinen aber verhältnismäßig schwach sind, so wird man allerdings uns in Deutschland kaum verstehen.

30. September.

Die Unionsregierung schämt sich nicht, Eingeborne gegen uns zu bewaffnen! Man wollte es bisher nicht glauben. Daß es aber seine Richtigkeit damit hat, beweist ein soeben veröffentlichtes Telegramm unseres Truppenkommandeurs, Oberstleutnant von Heydebreck, an die Unionsregierung. Es heißt darin, daß die deutsche Station Hasur am 27. einen Angriff bewaffneter, von englischer Polizei geführter Eingeborner abgewiesen hat. Auch bei Sandfontein haben auf englischer Seite Truppeneingeborne mitgekämpft. In allen deutschen Grenzgebieten ist dagegen die eingeborne Be-

völkerung von deutschen Truppen seit 8 Wochen gesammelt und weggeschafft. Der Kommandeur fordert die Unionsregierung auf, sofort einzuschreiten. Die gefangenen 38 bewaffneten Truppeneingebornen werden standrechtlich behandelt. Der Schluß des Telegramms lautet: „Bin überzeugt, daß Unionsregierung Verbrechen an weißer Rasse fernsteht und Entscheidung Waffen in Händen des weißen Mannes überlassen wird.“

Ob wir unsere Überzeugung, daß England einem Verbrechen an der weißen Rasse fernsteht, nicht noch einbüßen werden? Mußte der Krieg überhaupt nach Afrika übertragen werden?

1. Oktober.

Heute siedelte ich von Karibib nach Windhuk über. Die Fahrt glich einer Reise in Deutschland zur Zeit der Obstblüte. Die Natur ist voll von erstem Frühlingsduft, die Bäume und Sträucher blühen! Links und rechts der Bahnstrecke, die Abhänge hinauf und hinunter, stand alles in herrlicher, weißer Blütenpracht. Doch in das Herz will in diesem Jahre keine rechte Frühlingsfreude einziehen. Die Grübeleien über

alles, was kommen kann, nehmen mir jede Freudigkeit. Hier in dem Mittelpunkt der Kolonie ist die Stimmung weit ernster als im Lande!

8. Oktober.

Der Anblick der verwundeten, gefangenen Engländer, die sich vorhin im langsamen Zuge durch die Stadt bewegten, hatte etwas überaus Ernstes, Feierliches. Er erzählte uns zum erstenmal von blutigen Kämpfen, von Kanonendonner und Gewehrgeknatter. Bilder, die ebenso rasch gingen, wie sie kamen, erschütterten die Seele, Bilder traurigster Art — von dem großen Sterben, dem großen Massenmorden zu Hause!

15. Oktober.

Endlich wieder einmal, wenn auch nur ganz verstümmelt, nahm unser Funkenturm Nachrichten von Erfolgen daheim auf. Man wird schon des langen Wartens ganz müde! Wir scheinen, nach dem ziemlich zusammenhanglosen Telegramm, Antwerpen zu haben! Von einem Erfolg zur See melden einwandfrei von unsern Patrouillen erbeutete englische Zeitungen, nach denen unsere U-Boote in der Nordsee drei englische Panzerkreuzer versenkten.

Im Süden unseres Landes herrscht tiefe Stille. Die Engländer haben das deutsche Oranjerufer fluchtartig geräumt. Sie fürchten wohl den Angriff des Burenrebellenkorps, von dem eine Abteilung Dewet, die andere Maritz befehligt. Dewet hat 5 englische Offiziere und 58 Mannschaften gefangen genommen. Unsere Offizierspatrouillen stellten auf dem englischen Oranjerufer fest, daß Bastards und Hottentotten von Engländern bewaffnet werden!

Nach den Tagen voll düstrier, schwüler Gewitterstimmung ist die Luft wieder so klar, so durchsichtig; der Nachthimmel erstrahlt in herrlichem Sternenglanz. Jenseits der Stadt, über Windhuk hinweg leuchten schaurig die Fackeln eines ungeheuren Grasbrandes, der vom Komashochland sich näher und näher zieht. Eine furchtbare Grausamkeit spricht aus den fernen Feuern! Wo wir jedes bißchen Weide bitter nötig haben, da brennt sie kilometerweit ab, und das in dieser Zeit! Nur ein guter Regen kann uns retten.

20. Oktober.

Der Funkenturm hat in den letzten Tagen fast nichts aufnehmen können. Einmal kamen

die zwei inhaltsschweren Worte zu uns: „Lille besetzt“, in den folgenden Tagen aus einer sonst gänzlich verstümmelten Nachricht die Worte: Tausende von Gefangenen, darunter Tausende von Engländern“. Wir vermuten, bei der Einnahme von Antwerpen oder Lille, und die Freude im Land ist groß. Nun setzt die erste Gewitterzeit ein, und die Nachrichten werden immer spärlicher und unverständlicher. Aus Bruchstücken von Funksprüchen können wir entnehmen, daß Osterreich mit Rußland rasend zu kämpfen gehabt hat, jetzt aber allmählich im Vordringen begriffen ist. Dann heißt es mitten drin: „Die Kämpfe um Warschau dauern fort“. So sind wir also mit den Osttruppen, die bisher nach englischen Meldungen dauernd besetzt sind, bereits mitten in Polen?!

23. Oktober.

„Der Kommandant des in Walfischbay liegenden englischen Hilfskreuzer „Kinfauns Castle“, Kapitän Crampton, hat, nachdem er gestern zunächst eine unter Hauptmann Skultetus nach Walfischbay vorgegangene Patrouille längere Zeit erfolglos unter Feuer genommen hatte, später auf die Bahn und das Gelände zwischen

Swakopmund und Pestbaracken einige Schuß abgegeben. Er hat sodann die Drohung übersandt, am 24. Oktober Swakopmund selbst zu beschießen, falls unsererseits nicht jeder weitere Abtransport von Gütern aus Swakopmund, sowie jede weitere Operation in das Gebiet von Wal-fischbay unterbliebe. Dies Verhalten des englischen Kommandanten ist ein neuer Verstöß gegen das Völkerrecht, da Swakopmund eine offene, unbefetzte Stadt ist und, wie dem Kommandanten schon früher mitgeteilt wurde, von uns nicht verteidigt wird. Eine Antwort ist dem Kommandanten auf sein Ansinnen selbstverständlich nicht erteilt worden.“

24. Oktober.

Nach einer Meldung von Hauptmann Skultetus wurde Swakopmund heute von 9³⁰ Uhr an beschossen. Um 11³⁰ Uhr war die Beschießung zu Ende. Der Kreuzer fuhr ab, ohne Truppen zu landen. Das Postgebäude ist unverletzt, das Zollgebäude an der alten Mole in Flammen. Weiterer Schaden ist noch nicht festgestellt.

Vom Süden kam die Nachricht, daß die östlich von Hafur sitzende, 100 Gewehre starke Bande durch eine Patrouille des Oberleutnants

Goedecke zersprengt wurde. Es wurden Bastards ohne Kampf entwaffnet.

25. Oktober.

Auf tiefste erregt uns alle die Nachricht von der Ermordung des Bezirksamtmannes Schulze-Jena und zweier Schutztruppenoffiziere nebst Begleitern in dem portugiesischen Fort Naulila. Die in ihrer Begleitung befindlichen Reiter Jensen und Kümmel wurden gefangen, ersterer verwundet. Nur ein schwarzer Polizeidiener ist entkommen und hat den Vorfall gemeldet, den sich keiner im Lande zu deuten weiß!

29. Oktober.

Am 14. Oktober haben die rebellischen Buren die Republik erklärt. Nun sollen nach Aussagen kundiger Leute 22000 Freiwillige von den Engländern angeworben werden, um zuerst mit ihrer Hilfe der Burenbewegung Herr zu werden. Gegen uns sollen nur die Polizeitruppen und Freiwillige verwendet werden. Für unsere Schutztruppe heißt es wieder von neuem: Warten!

In Swakopmund sollen die Walfischbajhottentotten zum erstenmal geplündert haben. Es entspricht durchaus der bisherigen Hand-

lungsweise der Engländer, daß sie dies zuließen — ohne Wink ihrer Herren hätten es die Eingebornen sicher nicht gewagt. Eine Kompagnie liegt vor Swakopmund auf der Lauer, um ein zweites Kommen der Eingebornen abzuwarten.

31. Oktober.

Neues aus aller Welt! Ein Herr, der im Auftrag des Kolonialamtes in Angola gereist war und erst jetzt zurückkam, brachte uns portugiesische Kabelnachrichten mit, die für uns große Neuigkeiten sind! Wir erfahren das alles durch ein Extrablatt: Seeschlachten bei Helgoland und in der Nordsee, wobei die Engländer zugeben, 5 Dreadnoughts verloren zu haben; — Kriegserklärung der Türkei an Rußland, Frankreich und England; — Kriegserklärung Japans an Deutschland; — Beschließung von Tsingtau; — Heldentaten des kleinen „Emden“. Der Kopf wirbelt einem von soviel Neuigkeiten!

4. November.

Abteilungen unserer Truppe haben die Bahn zwischen dem englischen Hafen Port Nolloth und Steinkopf zerstört — d. h. soviel, wir machen dem

Feinde den Nachschub von Proviant und Truppen für eine Weile unmöglich.

5. November.

Heute die betäubende, wenn auch voraus-
zusehende Nachricht, daß Tsingtau gefallen ist.
Es konnte sich ja nicht halten. Ferner geht aus
aufgefangenen englischen Nachrichten hervor,
daß die Kämpfe um Ipern fort dauern.

„Von Deutschland konnten keine Nachrichten
aufgenommen werden“ — so geht das jetzt Tag
für Tag — es ist zum Verzweifeln! Die Be-
amten auf der Funkenstation sind außer sich.
Tag und Nacht bemühen sie sich, etwas aufzu-
fangen, hören auch vielfach, daß gesprochen wird,
können aber den Sinn der Worte nicht erfassen.
Man nimmt an, daß die inzwischen in Mittel-
afrika beginnende Regen- und Gewitterzeit die
Aufnahme erschwert, auch wird im Gegensatz zu
den ersten Monaten stets am Tage und dann zu
schnell gegeben. Unermüdlich funkt unsere
Station in die Welt hinaus: „Gebt langsam, vor
acht (Uhr) — gebt langsam, vor acht!“

IV. Ein Schlag des Schicksals.

10. November.

Das mußte nur noch kommen!! Oberstleutnant von Hendebeck, die Seele des Ganzen, schwer verwundet! Und nicht, wie er als Soldat es gewünscht und verdient hätte, vor dem Feind — nein, durch eine gemeine Tücke des Schicksals, durch ein Unglück! Der Bericht des Kommandos lautet:

„Am 9. November, vormittags wurde in Kalkfontain-Süd ein Versuchsschießen mit neu eingeführten Gewehrgranaten abgehalten. Die dabei zu beachtenden Vorsichtsmaßregeln sowie Absperrungen waren getroffen. Aus Deutschland zur Verfügung stehende Berichte über dort mehrfach abgehaltene Schießversuche gaben an, daß eine vorzeitige Detonation der auf das Gewehr aufgesetzten Granate unmöglich sei. Die ersten

Wittich, Kriegstage in Südwest.

3

sechs Probeschüsse verliefen ohne jegliche Beanstandung und zeigten gute Wirkung. Beim 7. Schuß jedoch explodierte auf eine bisher unaufgeklärte Weise die Granate dicht über der Gewehrmündung. Von der Bedienungsmannschaft war ein Reiter sofort tot, zwei schwer verletzt. Oberstleutnant von Heydebreck, der etwas abseits stand, erhielt einen Sprengschuß in den Unterleib, während Generaloberarzt Dr. Berg durch einen Schuß in den Oberschenkel verletzt wurde. Eine bei Oberstleutnant von Heydebreck durch Stabsarzt Dr. Summa am Nachmittag ausgeführte Operation verlief gut, der Verletzte verbrachte eine ruhige Nacht, doch ist sein Zustand immer noch ernst. Das Befinden des Generaloberarztes Dr. Berg ist gut.

Fernerhin wurden durch die Detonation getötet bzw. verletzt: Gefreiter Reinhold Becker tot, Oberfeuerwerker Emil Lengefeld, Sergeant Conrad Wolff, Dizefeldwebel Hermann Nieschulze schwer verletzt, Reiter Erich Grasmeyer leicht verletzt.“

Man kann das Schreckliche nicht ausdenken, daß uns dieser Kommandeur genommen würde, in dieser Zeit, wo er dem Schutzgebiet so nötig

*Grasmeier, Granatplitzer sind
die Jäger im dem Unteroffizier.*

ist. Wenn doch der Wunsch Aller ihm die Kraft gäbe zum Gesunden!

12. November.

Nun ist das Furchtbare geschehen: Heydebreck ist tot! Wie ein Kerlenschlag trifft die Nachricht uns alle, die wir ihn verehrten; die Schutztruppe, das ganze Land. Noch kann man es sich nicht ausdenken: das Schutzgebiet ohne diesen Mann, die Schutztruppe ohne diesen Führer! Und warum? warum? fragt man sich vergebens. Es ist eine der großen, unbegreiflichen Grausamkeiten des Geschicks.

14. November.

Mit der Ankunft der Leiche des Oberstleutnants von Heydebreck wird die ganze erschütternde Tragik erst Wahrheit. Gegen ¼5 Uhr nachmittags begannen die Kirchenglocken zu läuten — so ernst, so feierlich klangen sie über die sonnige Stadt hin. In diesem Augenblick fuhr der Zug mit der Leiche in den Bahnhof ein. Langsam bewegte sich der Trauerzug alsdann durch die Stadt zur Kirche hinauf — voran eine Kompagnie der Schutztruppe, dann der Wagen, gezogen von zehn schwarzen Maultieren. Hinter

dem Wagen das große Trauergesolge, Damen und Herren, alle Offiziere, die hier sind, Vertreter des Gouvernements, der Kriegerverein und der Turnverein, beide mit ihren Fahnen. So kam dieser Mann an seinem Hause vorüber, das er vor 14 Tagen noch gesund und voll Tatendrang, unsere Sache zum Besten zu führen, verließ. Man brachte den Sarg in die Christuskirche. Zwei Reiter halten dort die Totenwacht.

Sonntag, den 15. November.

Am frühen Morgen wanderte ich über den Berg, auf dem schon zu dieser frühen Stunde sonnendurchglühnten, staubigen Wege. Und als ich Windhuk vor mir ausgebreitet liegen sah, ich meinte, es hätte ein anderes Gesicht bekommen. Ich sah es bisher so freudig, so gern, — nun lag es da in der Sonnenglut, so trostlos, so heiß, so ernst. Halbmaß wehten alle Flaggen, und feierlich läuteten die Glocken. Um 9 Uhr war die ergreifende Feier in der Kirche. Der Sarg war aufgebahrt unter einem Berg von Kränzen und Blumen, deren betäubender Duft die Kirche füllte. Bis auf den letzten Platz war die Kirche besetzt. Wieder und wieder dachte ich

an den letzten Pfingstsonntagmorgen, dem Jubiläumsfest der Schutztruppe. Wieder standen die Fahnen der Vereine hinter dem Altar —, nur diesmal mit Trauerfloren umwunden. Wieder Uniformen über Uniformen, doch auch diese mit dem Trauerflor — und lauter todernste Gesichter. Der Pfarrer sprach warm und einfach. Als nach beendigtem Gottesdienst die Orgel den Beethoven'schen Trauermarsch zu spielen begann, war es mir, als löste die Musik alles in mir, hier fand ich den Ausdruck tiefinnern Erlebens, für das Worte nicht ausreichen. —

Dann geleiteten wir den Sarg von der Kirche zum Friedhof, ein langer, langer Zug war es, links und rechts eskortiert von Soldaten. Die Sonne glühte unbarmherzig auf uns nieder, der Staub legte sich wie ein Schleier über uns alle, und dazu das gleichmäßig monotone Geräusch der Schritte — das alles zusammen hob die Gedanken aus der Wirklichkeit in einen dämmernen, visionenhaften Traumzustand. Endlos dehnte sich die Straße — nie hatte man gewußt, daß sie so weit ist — endlos! ja, man hatte das dumpfe Gefühl, es geht ins Endlose — — in den Tod! —

Endlich — wie lange währte der Gang? — sind wir am Ziel, auf unserm heißen, sonnenverdorrtten Friedhof. Noch einige Worte des Pfarrers, dann ließ man den Sarg hinab, und nun trat der Gouverneur an das Grab und sprach zu Ehren des Toten — als Freund, als Kamerad — Worte voll tiefen, heiligen Ernstes, Worte, die keiner, der sie hörte, je vergessen wird! „— Wir grüßen dich zum letztenmal, du Tapferer, du Treuer! Und kommst du nach Walkhall, verkündige dort: Noch sterben die Deutschen der Pflicht getreu den Heldentod fürs Vaterland!“

Die Fahnen senkten sich über das Grab, und markerschütternd donnerten vom nahen Hügel die Schüsse zu Ehren des verehrten, unvergeßlichen Führers.

Es ist, als habe unsere Hoffnungsfreudigkeit und Zuversicht durch den Tod dieses Mannes eine Erschütterung erlitten. So manchem von uns steigt in diesen ernsten Tagen eine dunkle Ahnung auf von kommendem Unglück. Stehen vielleicht dem Lande noch so böse Zeiten bevor, daß das Geschick den Kommandeur deshalb abrief, um ihm unsagbar Schweres zu ersparen?

V. Seltsame Kriegs-Weihnachtswochen.

30. November.

Mittlerweile ist fast die ganze Truppe, bis auf den südlichen und südöstlichen Grenzschuß, nach Aus zusammengezogen, an der Bahnstrecke Lüderixbucht—Keetmannshoop am Rande der Namib. Man hoffte auf einen baldigen Zusammenstoß mit dem Feind — aber die Engländer ziehen sich zurück! Sei es, daß sie ihre Streitkräfte in Lüderixbucht vermindern mußten des immer wachsenden Burenaufstandes wegen, sei es, daß das Gerücht vom Ausbruch des Typhus in Lüderixbucht auf Wahrheit beruht — jedenfalls werden keinerlei Vorstöße gemacht — es wartet alles!

Der Feind scheint Lüderixbucht stark zu besetzen, große Artilleriegeschütze sind gelandet, so daß der Hafen im Verein mit den Schiffsgeschützen uneinnehmbar wird für unsere Truppe.

Wir sind bereits rege an der Arbeit, für das bevorstehende Weihnachtsfest allerhand einzukaufen, was sich fürs Feld eignet. Leider aber herrscht in den Läden bereits große Ebbe in den meisten Dingen. Schokolade fehlt vollständig; Kuchen kann, da unsere monatliche Ration nicht gerade reichlich ist, nur der backen, der einen Vorrat an Mehl besitzt. Sehe ich etwas Brauchbares in einem Laden, so kaufe ich es sofort, womöglich einen kleinen Vorrat — denn in zwei Tagen ist es fort, von jemand anders gekauft. Besonders knapp wird bereits aller Stoff für Kleider und Wäsche, ebenso Seife, Zahnpasta und andere wichtige Dinge.

8. Dezember.

Auf der Pad.

Ein „Kriegstagebuch“ sollte es sein. Heute aber liege ich fern von Krieg und Menschen in der großen, einsamen, afrikanischen Natur. Seit vier Tagen haben Fräulein L. und ich dem Ort Rehoboth den Rücken gekehrt und trecken in der Ochsenkarre, begleitet von vier Eingebornen, auf Umwegen Farm N. zu. Es kommt eine eigenartige Ruhe über einen! Man glaubt in

dieser unbeschreiblichen Stille nicht mehr an die Schrecken des Krieges, von dem wir seit Wochen nur durch englische Nachrichten oder „Stories“ hören. Hier in Südwest herrscht seit Vereinerung der Truppe in Aus eine schwüle, wartende Stille. Die Unionstruppen sollen sich zurückgezogen haben, und von neuem heißt es für unsere Truppe: Warten!

Ganz Südwest aber erwartet mit Spannung das Geschwader des Grafen Spee, das Dalparaiso verlassen hat. Man glaubt allgemein, daß es uns zu Hilfe kommt, falls es nicht andere Weisung hat oder aufgehalten wird.

18. Dezember.

Ein seltsamer Friede kommt über mich, eine Verträumtheit, ein Hindämmern, hier draußen in der Stille, in einer weltfernen Ecke des Landes. Es ist, als ob die Nerven nach der heftigen Spannung der letzten Monate nun einmal eine Entspannung energisch verlangen. Beinahe unwahrscheinlich ist der Gedanke an den großen Kriegsturm draußen in der Welt. Alle acht Tage kommen Zeitungen, in denen es aber auch nichts Neues gibt. Ein Wachtmeister aus

Nauchas ritt vorbei. Er mußte auskramen, was er Neues gehört hatte, — aber es weiß eben keiner etwas, es läuft alles auf mehr oder minder geistreiche Kombinationen hinaus!

Weihnachten 1914.

Stille Tage in flimmernder Sonnenglut, weit-fern und einsam verbringe ich sie hier draußen, in Afrikas großer Natur. Ein stilles, einsames Weihnachtsfest ist es, so fern von allem, was früher war und was draußen in der Welt ist. Ein stilles Zimmer voll Grün und Blumen, auf dem Tisch ein brennender Lichterkranz — und ein verträumtes, banges Schweigen in uns allen!

Kein Zeichen, kein lieber Gruß aus der Heimat!

25. Dezember, Erster Weihnachtstag.

Mit lauten Stimmen aus der Wirklichkeit kam heute die Post mit Briefen und Zeitungen. Man war mit einem Schlage wieder erwacht aus allen Träumen und suchte heißhungrig nach Nachrichten von draußen, von Deutschland und von Südwest.

Von Deutschland? Es gibt nichts Positives. Englische Lügen und Bruchstücke aus Nauener

Telegrammen! Jedes klare Bild von der wirklichen Lage in Frankreich und Rußland verzerrt sich. Die englischen Nachrichten widersprechen sich und beweisen dadurch ihre Unwahrheit.

Ein harter Schlag aber trifft uns mit der Nachricht von der Seeschlacht bei den Falkland-Inseln, bei der unsere so heiß ersehnten Kriegsschiffe vom ostasiatischen Geschwader bis auf zwei kleine Kreuzer gesunken sein sollen. Eine Hilfe von dieser Seite gibt es also für uns nicht mehr!

Dabei wird's hier im Lande gerade jetzt ernst. Zur Feier des Weihnachtsfestes beginnen die Engländer in Walfischbay mit großen Truppenlandungen, 2 Linienfahrer, 2 Hilfskreuzer und 9 Transportschiffe liegen in der Bucht. Nun, kleines Häuflein Schutztruppe, verzage nicht!

Überall geht hier im Lande der Kampf wieder los. Wir erhalten die erste Kunde von der Naulila-Expedition: am 18. d. M. hat Major Franke mit etwa 300 Mann das von 1100 Portugiesen verteidigte Fort Naulila gestürmt. — Oberleutnant von Scheele führte einen gefährvollen Flug über Lüderitzbucht in seinem Flugzeug aus.

Nachdem er das Lager in Rotkuppe mit Bomben belegt hatte, wurde er von Artillerie und Infanterie stark beschossen und langte mit 12 Löchern im Tragebeck glücklich in Aus an. — In Garub, vor Aus, haben die Engländer mit zirka 600 Mann einen Vorstoß gemacht, sind aber trotz ihrer fast fünffachen Übermacht wieder zurückgeschlagen. Bis auf Station Tschaukaib sind sie zurückgegangen, das sie stark besetzt halten. Das wird nur die Einleitung zum baldigen, endgültigen Angriff sein. Lange kann dieser Zustand des Wartens ja nicht mehr dauern!

Die rechte Ruhe ist nun bei uns allen dahin. Man fragt sich von Stunde zu Stunde: Was wird nun? In vier Tagen geht's fort, auf Dad, in Beruf und Pflicht zurück.

28. Dezember.

Gestern habe ich, wohl zum letzten Male für lange Zeit, einen Tag in echt afrikanischer, wilder Natur verlebt. Vor Sonnenaufgang, um 4 Uhr morgens, brachen wir auf, mein Gastgeber und ich, im Gefolge einen Hottentotten und zwei Esel, und haben einen weiten, weiten, oft mühseligen Marsch gemacht. Durch wilde Schluch-

ten führte zuerst der Weg, wo steile Felswände in 200 Meter Höhe zu beiden Seiten aufragten, so steil und klippig, daß wir mit größter Mühe und Not die Esel zwangen, abwärts und aufwärts zu klettern. Was sind das für Einöden, was für eine echt afrikanische Wildnis ist hier, von einer Schönheit, wie sie die Menschen in den Ortschaften nie und nie ahnen. Den ganzen Morgen wurde tapfer marschiert, zeitweise auch geritten. Bei glühender Mittagshitze wurde Mittagsrast gehalten, unter einem entzückend blühenden Parabaum nahe einer romantischen Wasserstelle in hohen Felsen. Der eben geschossene Steinbock wurde zerlegt, gebraten und verzehrt und dann ein langer Mittagschlaf gehalten, soweit die Hitze und die bösen Fliegen einen schlafen ließen. Ein betäubender Duft erfüllte die Luft, von tausend blühenden Bäumen, und ein sanfter, grüner Schimmer lag über der Gegend weit und breit, da nach dem ersten tüchtigen Regen schon das Gras hervorkommt. Unglaublich anstrengend und doch schön war die zweite Hälfte des Tages. Wir wollten ein Rivier* er-

* Geläufiger Ausdruck für die trocknen Flussbetten der Kolonie.

forſchen, das mein Gaſtgeber ſelbſt noch nicht kannte. — das wohl nie eines weißen Menſchen Fuß bis dahin betreten hatte. Hochaufgetürmt ſtellten ſich uns mehrmals die Klippen entgegen, ſo daß man die Tiere kaum hinübertreiben konnte. — Manchmal ſtießen wir auf alte Buſchmannshöhlen, auch zerfallene Buſchmannspontoks (= Hütten) fanden ſich hin und wieder. Von menſchlichen Weſen ſahen wir auf dem ganzen, langen Wege keine Spur. Hin und wieder verbreiterte ſich das Tal des Riviers. Bis an die Kniee wateten wir im hohen Graſe, und Hunderte von grünen, blühenden Bäumen und Sträuchern bildeten ein maleriſches Dickicht. Immer neue Windungen des Riviers hieß es durchqueren, immer neue Bilder einer grandioſen Natur taten ſich vor uns auf. Tiefe Einſamkeit ringsum! Nur Klippböcke und Steinböcke zeigten ſich hoch oben auf den Rändern der Felſenwände, und Raubvögel zogen ruſend ihre großen Kreiſe in der Luft. Raſtlos mußten wir vorwärts. Die Hitze war in den tiefen, eingeſchloſſenen Tälern immer noch unerträglich, aber wir konnten die Länge und den Ausgang des Weges nicht und hatten doch verſprochen, ſpät abends wieder

auf der Farm zu sein. Von den letzten Regen standen in den Felswasserbecken unzählige Pfützen, manche gelb, manche grün. Und wir legten uns an die Pfützen, ob schön oder schrecklich, verlockend klar oder abschreckend trübe, lang an die Erde und tranken, Mund und Nase im Wasser, um den fürchterlich quälenden Durst zu löschen. Die Sonne sank, und immer schöner wurden die Farben. Aber immer noch kein Ende! Da verengte sich plötzlich das Rivier, glatte, mächtige Klippen türmten sich haushoch auf, davor malerisch grüne Wasserlöcher — keine Möglichkeit, auch nur krabbelnd oder rutschend hinaufzukommen, — für die zwei Tiere natürlich ausgeschlossen! Was nun?! Es blieb nichts übrig, als die Tiere die steilen Höhen links vor dem Loch hinaufzutreiben. Das Gestein war brüchig, und man rutschte, auf allen Vieren kletternd, immer wieder zurück. Und dabei hieß es die Tiere hinauftreiben! Unter unsagbarer Anstrengung, mit Schreien, Prügeln, Zerren — ja mit Steinwerfen ging es Stück für Stück hinaus. Als wir endlich oben, lohnte uns der zauberhafte Ausblick zehnfach für alle Mühen. Tief unter uns das felsige Rivier, nah und fern die

mächtigen Bergkuppen in gigantischen Formen, die fernerer bereits in einen lichten Dunstschleier gehüllt, und dahinter, im Westen, ein flammend roter Abendhimmel, so schön, wie er sich nur für die Wüste, die Namib, schmückt. Aber lange war nicht Zeit zum Ruhen und Genießen. Wir mußten eine ähnlich steile Höhe an der andern Seite hinunter, was für „Jims“ und „Tabak“, unsere Esel, noch schwerer war. Als wir endlich unten anlangten, saßen wir in einer unheimlichen Schlucht. Geisterhaft ließ das Mondlicht die Klippen und Felspalten erscheinen. Weiter, weiter! wieder steil bergauf; Herz und Atem wollten fast versagen! Aber endlich hatten wir auch die Höhe erklimmt, und nach einer weiteren halben Stunde fanden wir einen kleinen Pfad. In einem kleinen Rivier machten wir noch einmal längeren Halt, zündeten ein Feuer an und kochten Tee. Der Orion blinkte, und der Mond machte mit seinem vollen Licht alles so friedlich — wenn man doch hätte liegen bleiben können! Aber wir wollten unser Ziel, das wir uns gesteckt, erreichen. Von nun an konnte man sich fast den ganzen Weg dem Esel anvertrauen, und fort ging's nun, Stunde um Stunde, durch

die herrliche stille Mondlandschaft. Todmüde, erschöpft und mit etwas wehen Gliedern kamen wir um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr nachts auf die Farm zurück — 20 Stunden waren wir unterwegs gewesen, die Mittagspause mit eingerechnet, die aber wegen der infernalischen Hitze wenig ausruhend gewesen war. — Das Ganze war eine afrikanische Landpartie, ein schöner Abschluß dieser seltsamen Weihnachtsferien!

31. Dezember.

Silvesterabend! So still war er noch nie, so verträumt im Mondlicht, so etwas bang vor der Zukunft! Die Hitze war bis in die späte Nacht unerträglich, tief hingen die Wolken am Himmel. Es kam eine dunkle Verzagtheit und Mutlosigkeit über mich.

Dann aber wurde das Gewölk immer lichter, der Vollmond brach mit seinem Licht hindurch, und in den fernen Tälern und auf den hohen Kuppen ringsum spielten eigenartig die Lichter des Mondes. Etwas unsagbar Feierliches lag über diesen Fernen. Ich vergaß, die trüben Gedanken von vorhin weiter auszuspinnen. Und immer klarer leuchteten die Sterne, im Süden

stieg feierlich das Kreuz auf, und gerade um Mitternacht war lauter Licht und Klarheit um uns. Unwillkürlich nahm ich das alles symbolisch — im alten Jahr das Trübe, Drohende — im neuen aber Klarheit und Frieden. Wollte das Schicksal, daß die Silvesternacht uns nicht betrog!

VI. Düstre Wetterwolken im neuen Jahr.

Rehoboth, 7. Januar 1915.

Am letzten Sonntag hieß es Abschied nehmen von dem stillen, weltfernen Platze. Ein paar Tage auf Pad — und man war wieder unter Menschen, wieder in der Kultur! Die Ochsenkarre mit sechs Ochsen — diesmal ganz frischen, trecklustigen — brachte uns durchs ganze westliche Bastardland nach Rehoboth. Die Tage auf Pad durch landschaftlich wunderbare Gegenden, in die eben der erste Frühling geschritten kam, waren der richtige Abschluß zu den eigenartigen, verträumten, stillen Ferientagen draußen auf der Farm Noab. Hier in Rehoboth feiere ich Wiedersehen mit alten Bekannten und liebgewordenen Stätten. Zugleich benutze ich den Aufenthalt, um Vorräte einzukaufen, die es hier im Gegensatz zu Windhuk noch gibt: vor allem Büchsenobst, womit ich in Windhuk vielen eine Freude machen

werde; auch die im ganzen Lande sonst schon ausverkauften Gilletteklingen gibt es hier — ich kaufte für 66 Mark den ganzen Vorrat auf, um damit sicher im Felde große Freude zu machen!

Hier erreichen uns endlich neue Nachrichten vom Kriege. Die Abteilung Franke erbeutete in Naulila portugiesische Zeitungen, die die verschiedensten Mitteilungen von den Kriegsschauplätzen bringen. Alles, jedes Kleinste, wird von uns mit heißem Interesse gelesen! So berichten diese Zeitungen, daß in London alle Plätze und öffentlichen Gebäude wenig erleuchtet seien aus Angst vor den bombenwerfenden Zeppelins, die sich dort sowohl wie über Paris schon zeigen müssen! Wie eigen mutet uns das an: in Deutschland verkehrten alle fahrplanmäßigen Züge wie in Friedenszeiten, die Theater wären geöffnet — man kann es sich hier, wo alles bisherige Leben ins Stocken geraten ist, so gar nicht vorstellen!

Klein-Windhuk, 14. Januar.

Stille! Stille! Von hier nichts und von Deutschland nichts! Es kommt nun die Zeit, wo die große Sehnsucht in uns allen erwacht: ach, hätte es ein Ende, endlich, endlich!

Es kam eine Extraausgabe der Zeitung mit Auszügen aus englischen Blättern. Zwar ist das Geschriebene schon alt, und doch — es weht einen daraus etwas an von dem, was die zu Hause erleben, etwas von dem Großen, Gewaltigen dieser Zeit, das uns in unserer Abgeschlossenheit zu erleben versagt ist! Eine Londoner Zeitung wiederholt folgende kurze Erzählung aus einem deutschen Blatt: „Im Lübecker Stadttheater wurde ein patriotisches Stück gespielt. Derselbe Autor, dem man noch eben applaudiert hatte, erschien mitten in der Vorstellung auf der Bühne und verlas ein Telegramm, daß die Deutschen 30 000 Russen gefangen hätten. Eine ähnliche Erregung hat das Haus wohl nie gesehen.“ Das Herz krampft sich zusammen! Das ist es ja, was ich nicht verwinde: daß wir keinen dieser großen, fürs Leben unvergeßlichen Augenblicke mit Tausenden von Deutschen in der Heimat erleben, daß wir weder den heißen Jubel deutscher Siege noch die tiefe Betrübniß deutscher Verluste im Vaterlande selbst durchkosten dürfen!

15. Januar.

„Swakopmund ist von den in Walfischbay gelandeten englischen Truppen besetzt!“

Was noch vor zwei Monaten eine fürchterliche Erregung hervorgerufen hätte — heute nehmen es alle fast als selbstverständlich hin. Es war ja auch nicht anders möglich! Der Empfang war für die Engländer wenig freundlich. An den Walfischbandünen empfangen sie drei Minen. Ein Beamter der Woermannlinie, jetzt Reiter der Schutztruppe, hat die recht schneidige Sache gemacht. Als Unterstand in den Dünen hatte er eine Pianokiste. Nachdem er gerade fast 12 Stunden seine Wache abgesehen hatte und auf Ablösung wartete, sah er die ersten feindlichen Reiter und brachte die Minen zur Explosion. Sie funktionierten ausgezeichnet. Den Augenblick der größten Panik benutzte er, um zu entkommen. Die Zahl der Verluste festzustellen, dazu blieb leider keine Zeit. Wir haben nur den Anhalt, daß unserm Wachtposten bei Kilometer 8 zirka 40 gefattelte Pferde zuliefen und ein Gefangener die Wirkung der Explosion als „formidable“ bezeichnet hat. Der betreffende Reiter der Schutztruppe kam dann erst nach 14 weiteren Stunden der gefahrvollsten Flucht zu den Unsern zurück.

Wir haben seitdem nur ein kleines Geplänkel mit den englischen Vorposten dort unten am

Swakop gehabt. Die englischen Posten gehen des Nachts stets nach Swakopmund zurück, aus Angst! Nun sollen die Feinde den Bahnbau begonnen haben — wie man sagt, an der Küste entlang von Walfischbay nach Swakopmund. Es wird von unserer Seite schon alles in Bewegung gesetzt, um das Eindringen des Feindes, der in Walfischbay Tausende zu landen scheint, zu hindern. Leicht soll ihnen der Vormarsch nicht gemacht werden! Eines unserer Flugzeuge mit seinem Führer, Oberleutnant von Scheele, wurde mit der Bahn von Aus nach Karibib geschafft und soll, nachdem alle Defekte, die sich nach jedem Probeflug wieder herausstellen, hoffentlich bald beseitigt sind, nach Arandis an der Bahnstrecke Swakopmund—Ujakos gebracht werden, von wo der Führer Erkundungsflüge nach Swakopmund am besten ausführen kann.

Mittwoch, 27. Januar.

Kaisers Geburtstag! Wie trübe verlief er, wie so ganz ohne Stimmung! Wohin sind Zuversicht und fester Glaube an ein glückliches Ende dieses unseligen Krieges? Ernst klang durch die dichtgefüllte Kirche unser gemeinsam gesungenes

„Wir treten zum Beten“, ernst sprach unser Gouverneur zu der zur Parade aufgestellten Kompagnie, und ernst, fast drohend dröhnten die 101 Kanonenschüsse über die heiße, stille Landschaft. Wie freudig erzittert sonst jedes Herz, wenn diese Ehrenschnisse für unsern Kaiser die Luft erschüttern — warum klang es heute so anders, so grollend und unheilverkündend wie ferne Ungewitter?

Am 5. Februar.

So lange Tage sind verfloßen, ohne daß von einem unserer Kriegsschauplätze irgendwelche Kunde kam. Jeder fühlte die dumpfe Spannung, die über dem Lande lag. Und wie ein Wetter schlug heute die Nachricht ein von dem Gefecht bei Kakamas! Major Ritter hat die dort am Nordufer des Oranje verschanzten Engländer überraschend angegriffen und sämtliche Föhren zerstört. Nach einer Meldung glaubte man nur zirka 300 Engländer diesseit des Oranje, aber der Feind war weit stärker — man vermutet zirka 3000 Mann!, die obendrein gut gedeckt waren. So mußte, nachdem der Feind fortgesetzt Verstärkungen erhielt und drohte, unser Detachement zu umgehen, von uns eilig der Rückzug

angetreten werden. Mehr als 30 Tote haben wir — darunter 3 Offiziere: Leutnant Moebus, Leutnant von Wegnern und Oberleutnant der Res. Otto Voigts, der eine junge Frau mit drei kleinen Kindern zurückläßt!

Wer heute durch Windhuk geht, der sieht es, daß etwas Ernstes alle Herzen bewegt: in kleinen Gruppen stehen die Menschen beisammen mit niedergeschlagenen, traurigen Mienen. Auf dem Geschäftshaus von Wecke und Voigts weht die Fahne halbmast. Es ist, als habe der Hauch des merdenden Krieges heute wieder, wie einst nach dem Gefecht von Sandjontein, ganz nahe unsere Stadt gestreift.

15. Februar.

Trüber Wolkenhimmel, drei Tage lang kaum ein Sonnenstrahl! Das drückt so nieder — es macht so müde — es macht so still!

Endlich hat die Regenzeit eingesetzt, täglich erleben wir starke Gewitter mit starkem Regen. So schön, fast grauenhaft gewaltig wie heute erlebte ich's nie in Afrika. Draußen in der stockfinstern Nacht rauscht immer noch das reißende kleine Rivier in meinem Garten — eine seltsame, ungewohnte Melodie.

Durch die täglichen Gewitter ist es fast unmöglich, auf der Funkenstation auch nur das Geringste aufzunehmen. Drei Telegramme sind im Laufe des Tages gehört — aber keines verstanden! Es ist zum Verzweifeln.

19. Februar.

Manchmal wundert man sich, daß die Tage überhaupt noch weitergehen. So sinnlos, so zwecklos schleichen sie hin. Die Widerstandskraft, die zu diesem dumpfen, wartenden Dahinleben gehört, man findet sie täglich schwerer!

Unsere Lage nimmt nachgerade ein immer ernsteres Gesicht an. Am 27. Februar soll in Kapstadt das Parlament zusammentreten und über Bothas Vorschlag abgestimmt werden: „alle weaffenfähigen Männer von 17—40 Jahren, zirka 40 000 an der Zahl, zu den Waffen zu rufen, um das Land zu bewältigen, das den Rebellen Rückhalt und Hilfe gewährt hat.“ Und wer bezahlt? Sowohl die Kriegskosten als diesen Verräter, der um des persönlichen Ehrgeizes und des klingenden Mammons willen sein Volk an die Engländer verrät? — England!!

Wenn der Vorschlag Bothas durchgeht — dann, Südwest, fahre wohl! Gegen solche Über-

macht kann unsere kleine Schutztruppe nicht standhalten!

Es ist nun also unumstößliche Wahrheit: Der Burenaufstand, von dem wir so viel — nein alles erhofften, er liegt endgültig danieder. Dorige Woche kam der Vertreter unseres Gouverneurs, der die Verhandlungen mit den deutschfreundlichen Buren bisher geführt hat, zurück. Unsere Batterie, die das Burenfreikorps verstärkte, haben wir Gott sei Dank wieder. Christian Dewet hat sich aus Mangel an Munition mit 6000 Mann ergeben müssen. Ihre Waffen gaben die Buren ab, unsere schönen Gewehre haben sie angeblich auf den Farmen vergraben. Mariß ist nach Südwest entkommen. So ist also die Sache im Sande verlaufen! Das ist nun das letzte traurige Blatt in der Geschichte des Burenvolkes, das nicht Saft und Kraft genug besitzt für eine große, nationale Erhebung!

Wie in südafrikanischen Zeitungen verlautet, hat unserm Gegner bis jetzt der Krieg 200 Millionen gekostet, wovon England 140, die Union 60 Millionen getragen hat. Was haben sie erreicht? Lüderitzbucht und Swakopmund besetzt — das ist alles! Und ihre Schlappe bei Sand-

fontein! Von dem Parlamentsbeschluß hängt nun unser Schicksal ab.

Die Kost fängt an, bedenklich knapp zu werden. Unsere monatlichen Rationen sind arg beschnitten. Eine einzelnstehende Person erhält monatlich für sich und einen Eingebornen: 2 Kilogramm Reis, 1 Kilogramm Weizenmehl, 1 Kilogramm Roggenmehl, 3—6 Kilogramm Maismehl, $\frac{1}{2}$ —1 Kilogramm Salz und 1 Paket Zündhölzer. Kaffee gab es bisher $\frac{1}{2}$ Pfund für den Monat, jetzt wird er gestrichen. Zucker gibt's schon lange keinen mehr, nur für die Frauen, die Kinder haben, ein wenig. In den Läden gibt es Kolonialwaren, Mehl und alle wichtigen Dinge längst nicht mehr. Gemüse wird noch teurer werden als jetzt schon. Besonders die Verpflegung der Eingebornen wird immer schwieriger. Fleisch und Maismehl erhalten sie in der Hauptsache, und überall regt sich unter ihnen die Unzufriedenheit, daß man ihnen all ihre Delikatessen entziehen muß: Kaffee, Zucker — ja sogar teilweise den gewohnten Reis!

Gott sei Dank hat es nun fast überall zum erstenmal geregnet. Aber was für furchtbaren

Schaden hat der vorher so heiß ersehnte Regen stellenweise angerichtet! Auf manchen Farmen sind die mühsam erbauten Staudämme gebrochen oder die Gärten durch den allzu heftigen Regen zerstört. Auch die Bahndämme an der Nord-Südbahn (Windhuk—Keetmannshoop) sind unterspült, 3. T. kilometerweise zerstört, und der Verkehr ist völlig unterbrochen. Die Wiederherstellung wird Wochen dauern! Und das jetzt!

Die Nachrichten von daheim sind sehr sehr selten, und wir wollen uns keinen Illusionen hingeben! Noch lange kein Frieden! Anfang Oktober, heißt es vielfach. Nur die Optimisten glauben an früher.

So schwer diese Zeit ist — sie fesselt das Herz doppelt und dreifach an dies Land! Der erhabene Ernst seiner verdorrten, stillen Natur hat wieder einmal der frohen, frischen Frühlingstimmung weichen müssen. Blumenübersät, an tausend Farben reich, wie ist es so selten schön in seiner Pracht!

24. Februar.

Von allen Seiten kommen nun Berichte über Gefechte und über tapfere Verteidigung unserer

Grenzen. Bei Rietfontein, östlich Hasur, kam Leutnant Goedeckes Abteilung ins Gefecht mit einer kleinen englischen Abteilung, wobei er 3 Gefangene machte, 15 Kamele, 1 Automobil und Munition erbeutete. Bei Goanikotes im Swakoptal ist es zum ersten ernstlichen Zusammenstoß gekommen. Der Feind griff mit großer Überzahl unsere Vorposten an, ein Vordringen wurde ihm aber unmöglich gemacht. Wir sollen 3 Tote und 13 Gefangene verloren haben. — Windhuk machte im Laufe des Tages 60—100 daraus! Die von den Engländern in Angriff genommene Bahn Walfischbaai—Swakopmund scheint fertig zu sein.

Englische Prestetelegramme berichten, daß ganz England mit Minen umlegt sei. Eine wundervolle Leistung unserer Marine!

2. März.

Endlich! endlich wieder ein famoseres Nauener Telegramm! daß die Festung Praßnupf im Sturm genommen ist, 10 000 Gefangene gemacht wurden, dazu eine Menge Geschütze und Gerät aller Art erbeutet wurde usw.

Also das sieht weit erfreulicher aus als nach den letzten englischen Pressetelegrammen, wonach die Russen Praßnuß wiedererobert hatten. Die Optimisten machen schon wieder Betrachtungen über früheren Frieden, besonders da auch alle übrigen Nachrichten über die Tätigkeit der U-Boote und über Erfolge der Türken so günstig lauten. Wenn man dem Optimismus mancher Menschen auch nie folgen kann: es bleibt doch immer ein Funken von Hoffnung im Herzen, daß es nicht gar so endlos lange mehr dauern möge! Wie für die ganze Welt, so wäre es auch für Südwest ein Glück.

Der Schauplatz, auf den unser aller Blicke jetzt in der Hauptsache gerichtet sind, ist der Swakop. Die Kompagnie bei Arandis ist vom Feinde überfallen worden. Der überfall war gut angelegt und glänzend von Eingebornen geführt. Durch die Ruhe des Führers (Hauptmann Skultetus) und durch den Schneid der Leute — zum großen Teil Landwehrleute über 35 Jahre — entkam die Kompagnie. Als der Zug von Leutnant Freiherrn von Milkau nach 20 Stunden ohne Essen und Trinken, nach einem schneidigen, gefährlichen Ritt endlich in

Arandis eintraf, da sollen die Leute gesungen haben! „Was nützet mir ein schöner Swakop, wenn andere drin spazieren gehn!“

Ja, der schöne Swakop! Die herrlichen Farmanlagen, die Obstgärten, die Straußenzucht — alles, alles dahin!

VII. Was hat das Schicksal Schlimmes mit
uns vor?

9. März.

Wie ein Verhängnis bricht's jetzt über Mensch
und Tier herein! Die Krankheiten! Seit Sonn-
abend sind alle Schulen, das Regierungspensionat,
der Kindergarten usw. geschlossen wegen Diph-
terie. Die Epidemie ist uns ganz besonders ge-
fährlich und darf nicht weiter um sich greifen,
da, wie allgemein bekannt, es den Ärzten an
Serum fehlt. Drei Kinder sind schon ein Opfer
der Krankheit geworden. Auch das noch dem
schwergeprüften Südwest!

Die Sterbe faßt die Pferde, die noch in Wind-
huk sind. Und unter den Hunden ist die Staupe
ausgebrochen.

Was wird aus dem Lande noch werden!

Unser Generalstäbler, Hauptmann Weck,
stürzte beim Morgenritt vom Pferd und liegt

Wittich, Kriegstage in Südwest.

5

nun mit schwerem Beckenbruch im hiesigen Lazarett. Trotz starker Schmerzen arbeitet er unermüdt weiter, hat sich das Telephon ans Bett legen lassen! Unentbehrlich werden sein Rat und seine Dispositionen gerade in der kommenden, schwierigen Lage unserer Schutztruppe sein.

18. März.

Ja, was wird aus uns werden! Ich bin kein Pessimist, aber ernst steht jetzt die Sache hier, und kommt uns nicht der Friede zu Hause zu baldiger Hilfe, dann werden wir das Bitterste, Unausdenkbare erleben, daß der Feind Südwest doch noch nimmt. Mehr als 40 000 Mann gegen unser Häuflein von allen Seiten zu gleicher Zeit! Auch angenommen, die Truppe hielte sich — eines Tages wird die Kost zu Ende sein, der Hafer für die Pferde, alles, alles! Man ist gerade dieser Tage wieder so todernst gestimmt, da man fühlt, daß sich irgend etwas auf dem Swakop-Kriegsschauplatz vorbereitet. Oberstleutnant Franke verließ Windhuk vor 8 Tagen und begab sich zur Truppe bei Jacalswater. Eine erwartungsvolle, tiefe Stille ist über dem Land. Auch vom Süden hören wir nichts, nachdem wir

die Engländer neulich an ihrem Vorgehen von Ukamas aus gehindert haben. Deutschland schweigt seit Tagen wieder vollständig!

Farm Bergland, den 22. März.

Seit drei Tagen bin ich hier in ländlicher Einfachheit, in wundersamer Stille. Rund ums Haus grüne Hügel und mächtige Klippen, zwischen denen Blumen hervorsprossen. Nach Norden stehen die mächtigen Windhuker Berge, nach Süden erstreckt sich die Weite des Plattlandes, abgegrenzt in weiter Ferne durch die Rehobother Berge — all die lieben, altbekannten Kuppen, die Fettkoppje, die Zäbrisser Nase und hin und wieder die Kobusser Berge. Das ist nun ein eigenes Gefühl, beim Sonnenuntergang ganz still in die Ferne zu schauen und zu denken, wie ich einst da drüben Abend für Abend gewandert bin und damals die Gedanken träumend nach Norden, zu diesen Höhen sahen. Schöne, stille Zeit, wo bist du hin! — — —

Schon diese drei Tage haben mir gut getan. Eine Viertelstunde vom Hause entfernt, zwischen grünen Dornbäumen, habe ich meine Hängematte befestigt. Da ist's so still um mich her. Blau

winken die fernen Berge, und blau flimmert der Himmel. Und ich liege still und träume. Es sind Stunden völliger innerer Kraftlosigkeit und Müdigkeit. Die immerwährende tiefe Depression, die seit Wochen als Unterton zu allen Eindrücken und Erlebnissen mitklingt — manchmal laut und manchmal leiser — sie schweigt endlich einmal. Das langersehnte Vergessen kommt über mich. In dieser völligen Einsamkeit, in dieser majestätischen, stillen Natur findet die Seele endlich endlich einmal Ruhe und inneres Gleichgewicht und sammelt neue Kräfte für das Kommende, Schwere. —

23. März.

Aber die Geschichte schreitet weiter und fragt nicht danach, ob wir der ewig wechselnden Erregungen des Erfolges oder Mißerfolges in dem großen Ringen müde sind. Durchs Telephon kommen täglich Nachrichten aus Windhuk, und wie ein Schlag traf mich heute die Botschaft, daß die Engländer unsere ganze sechste Kompagnie gefangen haben! Noch kann ich es nicht fassen, noch hoffe ich, daß die morgige Post es anders, nicht ganz so niederschlagend berichtet. Wie wäre denn das auch möglich! Was bedeutet uns hier

eine Kompagnie! Fast dasselbe, was im heimischen Krieg ein Armeekorps bedeutet!

Ich stand vorhin auf der Anhöhe nahe des Hauses und sah den unbeschreiblich wunderbaren Sonnenuntergang. Alle hohen Kuppen der nahen, gewaltigen Berge erglühten tiefrot; im Osten ballten sich mächtige Gewitterwolken — eine unendliche Einsamkeit lag auf dem Plattsand und den unabsehbaren Fernen. Und es brannte der heiße Wunsch in mir: du schönes, schönes Sonnenland, du darfst dem Feinde nicht gehören! —

Klein Windhuk, 27. März.

Wieder sitze ich an meinem eigenen Schreibtisch. Nur acht Tage war ich fort, und doch ist mir, als läge zwischen meiner Abfahrt und Rückkehr eine lange, lange Zeit. Es ist wieder alles einmal zur Ruhe gekommen, und aus der Einsamkeit meines Aufenthalts auf der Farm habe ich den festen Willen mitgebracht, ruhig und fest dem entgegenzusehen, was kommt.

Seit dem Gefecht bei Jacalswater am 23., das sich mit der Gefangennahme der sechsten Kompagnie und unsern blutigen Verlusten genau so traurig bewahrheitete, wie es zuerst berichtet

war, da war die innere Ruhe zum Stilleliegen und Nichtstun dahin. Es kam auch die bestimmte Nachricht, daß der Süden geräumt wird, und daß von morgen ab mit dem Abtransport der Truppe begonnen wird. Dann würde das Reisen auch für die kurze Strecke Bergland—Windhuk schwierig werden, und ich zog vor, sofort zu fahren. Schon der gestrige Zug brachte eine Anzahl Frauen, die den Süden verließen, sowie Geschütze, Pferde und Mantiere. Mit mehrstündiger Verspätung fuhren wir von Bergland ab und kamen erst am späten Abend durch das Augsgebirge. Unvergeßlich bleibt mir diese Fahrt im herrlichen Vollmondlicht durch das stille, zerklüftete Gebirge! Ich war zu einigen Bekannten in den Packwagen gestiegen und betrachtete die wundervolle Landschaft, an der offenen Tür des Packwagens liegend.

Ich kann dies seltsame Kriegsstimmungsbild nicht vergessen, das sich mir bot, als wir uns Windhuk näherten: in der geöffneten, breiten Tür des Packwagens stand ein Soldat, Gewehr bei Fuß; das volle Mondlicht fiel auf ihn. Im Wagen war kein Licht. In der Dämmerbeleuchtung rüsteten einige junge Offiziere sich zum

Aussteigen, schnallten die Wehrgehänge um und sicherten die Gewehre. Keiner von uns sprach ein Wort. — Und plötzlich durchzuckte mich sekundenlang der Gedanke an die Nähe des mordenden Krieges, der all die jungen, starken Menschenleben fordert, und wie in einer Vision sah ich ganze Reihen dieser braungekleideten Krieger mit den großen Hüten kämpfend im Hagel der Geschosse, sah sie stürzen und das Blut aus dem zerschossenen Rock hervorquellen — so nah, so greifbar deutlich sah ich sekundenlang das alles, als hätte ich es selbst einmal erlebt. —

Unvergeßliche, stille, ernste Fahrt durch die afrikanische Nacht! —

31. März.

Wie ein Verhängnis scheint es beschlossen, daß uns unsere unentbehrlichsten, tüchtigsten Leute genommen werden. Heute morgen ist Hauptmann Weck, unser Generalstämmler, gestorben. Auch dieser junge, begabte Mensch ist nicht vom Feind gefallen, sondern einem Unglücksfall erlegen. Bei seinem Sturz vom Pferde vor mehreren Wochen zog er sich einen Becken- oder Oberschenkelbruch zu, und dazu stellte sich eine ge-

fährliche Thrombose ein mit hohen Fiebererscheinungen. Ungeachtet seines Leidens hat er getreulich seine Arbeit zu verrichten versucht. Ein jeder von uns ist tief erschüttert und steht unter dem furchtbaren Eindruck der Todesnachricht.

Gründonnerstag, 1. April.

Heute Nachmittag fand die Beerdigung von Hauptmann Weck hier auf dem Friedhof statt. Der Himmel war düster und drohend, die ganze Stimmung in der Natur paßte zu der kurzen, ergreifenden Feier, als müßte es so sein. Der Pfarrer, der vor Monaten auf diesem Friedhof am offenen Grabe des Kommandeurs, Oberstleutnant von Hendebeck, gesprochen hatte, er hielt auch heute die Grabrede. Sie mag ihm schwer geworden sein. In uns allen war ein Aufbäumen gegen das unbegreifliche, unverschuldete Geschick, das über unser Land verhängt schien. Etwas wie ein Grauen fühlte ich, als plötzlich, nachdem der Pastor eben geendet, ein dumpfer, langer Donner ertönte — als wolle eine andere Stimme mitreden, über all unser kleines Menschentum hinweg! — Und dann kamen die erschütternden drei Kanonenschüsse, während alle

VII. Was hat das Schicksal Schlimmes mit uns vor? 73

Kameraden des Verstorbenen salutierten — und
dann der Abschied mit drei Händen voll Erde. —

So geht einer nach dem andern — die Besten
— von uns. In dem dumpfen Gefühl ging ich
heim: Wer nun? Was hat das Schicksal
Schlimmes mit uns vor?

VIII. Und das Unglück schreitet schnell!

Am Ostersonntag, 4. April.

Ich ging in früher Morgenstunde über den Kirchhof. Ein strahlender Ostermorgen, das Gras glitzernd von tausend Tröpfchen; nach dem gestrigen furchtbaren Unwetter mit Hagelschlag noch eine wundervolle Frische in der Luft, — ein Ostermorgen, geschaffen für lauter Jubel und Osterfreude! Aber Jubel und Freude, sie schweigen hier. Gar zu laut tönen ja die ernstesten, drohenden Klänge des Krieges über alles hinweg.

Der Vormittag verging, wie seit einer Woche jeder Tag, mit der Arbeit auf dem Bahnhof, wo wir die durchfahrenden Soldaten und Offiziere beköstigen. Kaffee, Aufschnitt und Brot wird z. T. geschenkt von Menschen, die noch in der glücklichen Lage sind, Vorräte zu haben, z. T. gekauft von zu dem Zwecke gestifteten Geldern. Unsere schöne, befestigte Stellung bei Aus haben

unsere Leute schweren Herzens aufgegeben. Die Engländer bauten die Bahn in südöstlicher Richtung, um unsere Stellung zu umgehen, und um nicht von zwei Seiten eingeschlossen zu werden, mußten wir eben weichen. Wie hatte die Truppe an der Stellung gearbeitet. Zu einer fast uneinnehmbaren Festung hatte man Aus gemacht. Und nun alles räumen, ohne die geringste Verteidigung! allerdings mit Minen gespickt. — Mich wunderte beinahe, in wie froher Stimmung die Leute z. T. noch waren. Mit „Deutschland, Deutschland“ oder „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“ fahren sie nach dem kurzen Aufenthalt ab. Sie hoffen, nun endlich an den Feind zu kommen! Fast die ganze Schutztruppe ist nun vom Süden heraufgekommen und wird zusammengezogen bei Karibib-Kubas-Ababis. Auch das zweite Flugzeug (Leutnant Fiedler) ist nach Karibib gekommen, während das erste (Oberleutnant v. Schaele) nach fast dreimonatlicher Reparatur von Karibib nach Stingbank (Swakopmund-Ujakos) geflogen ist und von dort Erkundungsflüge unternehmen soll.

Wieder von neuem setzen Gewitter mit starkem Regen ein, jetzt wo es zu spät ist, wo er

dem Gras nicht mehr nützt und der Mais auf den Farmen z. T. vertrocknet ist!

Gestern kam ein unvollständiges Telegramm aus Nauen. In den Karpathen scheint sich wieder eine furchtbare Schlacht vorzubereiten. Südlich der Dogesen und bei Arras Angriffe der Franzosen siegreich zurückgeschlagen. — Wie kann es nur hier immer noch Menschen geben, die an ein nahes Ende des Krieges glauben! In meinen Verstand will dieser immer noch weitverbreitete Optimismus nicht hinein. Wir sind jetzt im neunten Monat des Krieges! Neun Monate abgeschnitten von allen persönlichen Beziehungen zu der Heimat! Das gibt ein unsagbares Gefühl der Leere, der Einsamkeit. Das Elternhaus mit seinen lieben Menschen und seinen lieben Erinnerungen scheint ferner und immer ferner zu rücken, — man fängt an, die Fäden aus der Hand gleiten zu lassen, die das Herz einst mit dort drüben so eng verbunden. Es ist furchtbar, diese Kluft zu spüren. — —

18. April.

In der vorigen Nacht war Alarm — zur Übung der Reservekompagnien, die hier liegen.

Der Trompeter bläst das militärische Signal, und die Dampffirene der Brauerei heult fünf Mal. Heute Nacht wiederholte sich's — aber nicht wieder zur Übung, sondern heute war's bitterer Ernst! 30 Bastards von der Bastardkompagnie, die als Wachen im Gefangenenlager bei Rehoboth waren, sind entflohen! Eine Kompagnie von hier ist sofort heute Nacht mit der Bahn abgefahren. Sollte diese Flucht der dreißig Bastardsoldaten das Vorspiel sein zu einem Aufstand?

Es kam dann im Laufe des Tages die Nachricht, daß der Flieger Fiedler von 30 Meter Höhe bei Karibib abgestürzt ist und sich einen Schädelbruch zugezogen haben soll. Er soll aber bei Besinnung sein. Der Apparat ist erheblich beschädigt.

21. April.

Unsere Nachhut hat bei Kabus (Süden) ein Gefecht gehabt. Oberleutnant von Hepke und Hauptmann Schoepfer haben mit zirka 200 Mann den 8 Schwadronen starken Feind zurückgeschlagen und haben 30 Gefangene gemacht. Wir haben 2 Tote und mehrere Verwundete. Die Unsern müssen ihre Sache vorzüglich gemacht haben!

Gestern abend gegen 8 Uhr kam das Reserve-lazarett Keetmannshoop hier an. Die Ankunft war recht ernst und still. Die Kranken blieben zum großen Teil im Zuge, denn heute früh fuhr man weiter, dem Norden zu. Das ganze Lazarett soll nach Grootfontein, ganz nach Norden, verlegt werden. Die Schwestern waren trotz der anstrengenden Fahrt und der schweren Zeit, die hinter ihnen liegt, guter Dinge und voll Freude auf das neue Arbeitsfeld im Norden. Nach dem Lazarettzug fuhren noch zwei Züge aus Keetmannshoop ab — dann ist Schluß der Räumung. Etwa 60 Frauen und Kinder müssen dortbleiben, da die Züge überfüllt waren. Es wird viel Böses prophezeit, was in dem vom Feind schon besetzten Süden alles passiert sein soll — es heißt, daß die Banden, die vom Süden gegen uns vorgehen, verroht und zuchtlos sein sollen, daß Frauen ihnen nicht schutzlos preisgegeben werden dürften, — andere widerlegen diese Gerüchte und beruhigen uns, die wir durch dergleichen Erzählungen natürlich nicht gerade beruhigt in die Zukunft sehen!

Der Süden unserer Kolonie ist nun ein abgeschlossenes, trauriges Kapitel in der Schutz-

gebietsgeschichte. Ungeheure Werte gehen hier verloren. Die kunstvollen, kostspieligen Dammbauten werden mit einer Dynamitpatrone in die Luft gesprengt, die Brunnen vernichtet, damit der Feind möglichst wenig Wasser findet und am Vordringen gehindert wird. Das Vieh, das nicht mehr in Sicherheit gebracht werden konnte, verreckt oder fällt dem Engländer in die Hände. Die Bahn wird von uns unheimlich gründlich zerstört. Wann wird der Süden das wieder geschafft haben, was jetzt vernichtet wird!?! Die Farmer sind hier wirklich diejenigen, die dem Vaterlande das größte Opfer bringen. Alles Hab und Gut, Grund und Boden, jahrelang durch tausend Mühen und Sorgen erschaffene Werte — alles, alles geben sie preis! Und ist der Farmer jetzt noch Soldat oder Offizier, und hat seine Familie eine vorläufige Heimstätte im Norden oder hier in Windhuk — nach dem Kriege ist er mittellos und heimatlos, steht er vor dem Nichts! Nach dem Krieg!! Von allem traurigen Erleben dieser Zeit beginnt dann für uns das ernsteste, allertraurigste! Man darf an das Kommende nicht denken, dann ist aller Lebensmut, alle Freude gelähmt.

Und der Feind kommt von allen Seiten mit ungeheurer Übermacht. Feige ist die Bande! Eine 300 Mann starke englische Abteilung wurde von 7 der Unfern ins Bockshorn gejagt! Unsere zwei Kompagnien im Süden schlugen acht Schwadronen zurück! — Aber näher und näher kommt die Gefahr, viel Blut wird fließen — und das Ende ist doch, daß wir der Übermacht weichen müssen! Es ist kein Ausweg, keine Rettung mehr!

Windhuk ist übertoll von Flüchtlingen, besonders von Frauen und Kindern. Immer mehr aus dem Süden kamen hinzu. Das neue Regierungspensionat, alle Gouvernementsgebäude müssen zu Wohnungen umgewandelt werden. Und dabei grassieren die Krankheiten — Diphtherie nach wie vor, auch Scharlach zeigt sich, und vor allem Windhuks Todfeind, der Typhus!

Und die Bastardgefahr nimmt nachgerade ein immer schlimmeres Gesicht an. Wir können's uns nicht mehr verhehlen, daß wir es mit einem richtiggehenden, wohl vorbereiteten Aufstand zu tun haben. Die entflohenen 30 Mann haben auf Farm Dueoabib, östlich Rehoboth, das Vieh abgetrieben und das Haus, dessen Besitzer nicht

da war, demoliert und sind dann weiter gezogen. Außer dem alten Bastard Koiki van Wjck (Farm Kabiras) soll auch der alte Dirk van Wjck (Kobus) schon längere Zeit verschwunden sein, „in die Namib“, wie die Familien aussagen, d. h. also Richtung Walfischbay! Es ist ein Pack! und augenblicklich die größte Gefahr für uns, da sie in der Mitte des Landes sitzen und das schlimmste Beispiel für die andern Eingebornen sind, die gewohnt sind, sie als eine Gattung höherer Art zu betrachten, mit ihren vielerlei Vorrechten.

22. April.

Nun sind die Bastards für vogelfrei erklärt worden. Gestern in früher Morgenstunde fuhr noch eine weitere Kompagnie, die bei Farm Düsternbrook gelegen hatte, nach Rehoboth, mit zwei Geschützen. Im Orte Rehoboth ist fast kein Bastard mehr. Bevor unsere Truppe dort war, gingen sie mit Kind und Kegel auf und davon. Der Hauptführer des Aufstandes ist, wie es sich denken läßt, Kapitän Dirk van Wjck, unser alter Todfeind. Man würde mit der Bande kurzen Prozeß gemacht haben — wenn wir ihrer erst habhaft werden könnten! Sie sind in große Lager

*S. R.
Abtl.
Kamachiki*

zusammengezogen, die sich bei den Polizeistationen Schlip und Awasab befinden sollen. Zwei Polizeiwachtmeister sind von ihnen erschossen und einer schwer verwundet. Die weiße Bevölkerung der Ortschaft Rehoboth ist hier. Die Farmer und Polizeifergeanten auf den einsamen Stationen aber werden von dem Aufstand zu spät erfahren! Wer weiß, was ihnen geschieht.

27. April.

Ein wundervolles Telegramm aus Nauen konnte in Bruchstücken aufgenommen werden, wonach die Russen in den Karpathen furchtbare Verluste haben!

Doch was nützt das alles uns hier — langsam aber sicher gehen wir dem unabwendbaren Geschick entgegen! Der Angriff auf die Bauspitze der Engländer bei Kilometer 82 an der Otavibahn ist so gut wie mißglückt. Die Feinde haben von allen Seiten, aus Arandis, aus dem Khangebirge große Verstärkungen erhalten. Das Gefecht mußte abgebrochen werden. Unsere Verluste sind im Verhältnis wieder sehr ernst: wir haben an 50 Tote und Verwundete, unter den Toten Hauptmann von Watter und Leutnant der Reserve Müller, Regierungslehrer aus Karibib.

Im Süden sind die Engländer bis Uzes vorge-
drungen. Man fängt an, Gibeon zu räumen.
Näher und näher kommt das Schicksal. Eine
traurige, verzweifelte Stimmung hat sich unser
aller bemächtigt. Ich habe alle Hände voll zu
tun, um einer jungen, lieben Bekannten, die
soeben ein Kind zur Welt gebracht hat und durch
den Bastardausstand heimatlos geworden ist, in
meiner Wohnung ein kleines, provisorisches Heim
zu bereiten. Fast bin ich dankbar, daß ich durch
die Vorbereitungen und Beforgungen nicht zur
Bestimmung komme — nur jetzt nicht Zeit haben
zu denken, zu grübeln und den Kopf hängen
zu lassen. Wir müssen ja mit Mut und Fassung
das Kommende ertragen, wenn es uns auch noch
fast unmöglich erscheint!

28. April.

Das seit einigen Tagen aus Deutschland ge-
gebene Telegramm konnte mit wenigen Lücken
heute aufgenommen werden. Es spricht von
 $\frac{1}{2}$ Million russischer Verluste in den Karpathen,
vom Scheitern englisch-französischer Angriffe in
den Dardanellen und von schweren französischen
Verlusten südlich Verdun. Wie bitter ernst aber
stehen darunter auf dem Extrablatt die Nach-

richten hier aus dem Lande. Die Abteilung des Hauptmanns von Kleist wurde in der Nacht zum 27. zwischen Gibeon und Kranzplatz von einer kolossalen Übermacht angefallen und völlig umzingelt. Es gelang von Kleist, sich mit 600 Mann durchzuschlagen, nachdem er dem Feind sehr schwere Verluste beigebracht hatte. Es heißt, daß wir schwere Verluste haben sollen.

Dann wird weiter gemeldet von einem regelrechten Gefecht der verstärkten Polizeistation Hatsamas (östl. Rehoboth) gegen angreifende Bastards. Von allen Seiten kommen Nachrichten über Ermordungen von Weißen im Bastardbezirk. Die Kompagnien von Hauptmann Graf Saurma und Hauptmann Hensel suchen der schlauen, landeskundigen Bande so schnell als möglich habhaft zu werden, um weiteres Unheil zu verhüten. Eine Anzahl von Frauen flüchtete auf die bewaffneten Polizeistationen und werden unter Bedeckung nach Windhuk gebracht.

IX. Die Zähne zusammengebissen!

30. April.

Todmüde und zerschlagen nehme ich das Tagebuch zur Hand. Der Ernst des Krieges, den man bisher hier inmitten des Landes eigentlich nur tageweise mit tiefster Gewalt empfand, er zieht jetzt mit ganzer Macht in unsere Seele ein und drängt alles zur Seite, was noch darin Platz hatte an Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit. Der Feind kommt mit Windeseile vom Süden herauf. Wenige Tage noch, und wir sind von aller Welt abgeschnitten, in erster Linie von unserer Truppe und dann von Deutschland. Was das für Empfindungen sind, das können wohl nur die ganz ermessen, die es jetzt erleben wie ich.

Heute morgen um 9 Uhr fuhr das Kommando der Schutztruppe ab, nun zum endgültig letzten Male — das war ein Moment, so ernst, so ernst! Wann und wo wird man all die Herren wiedersehen? Es gab viele Tränen, — man brauchte

sich derselben nicht schämen in diesem todernsten, ergreifenden Augenblick, als sich der Zug in Bewegung setzte.

Was wird werden? Unser Schicksal ist so ungewiß wie nur möglich. Wird der Feind diejenigen, die nicht genügend Proviant haben, in die Kapkolonie bringen und internieren? oder alle Frauen, so wie es in Lüderitzbucht geschah? oder aber uns alle hier lassen und beköstigen? Letzten Grundes ist es ja alles ganz gleichgültig. Was bedeutet unser, der Frauen, Schicksal der unfaßbaren Tatsache gegenüber, daß dies Land, dies wunderbare, heißgeliebte Sonnenland dem Feind in die Hände fällt! Daß alles Blut, das geflossen ist und noch fließen wird, umsonst war, da es eine Unmöglichkeit ist, diesen Unmassen Widerstand zu leisten! Daß wir abgeschnitten sein werden von allen, die uns lieb und teuer sind, und wir dann nur in lügenhafter, englischer Beleuchtung von dem Schicksal unserer Truppe und von der Lage zu Hause hören werden!

1. Mai.

„Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter“, so zog es mir heute morgen durch den Sinn, als ich vom Proviantamt aus, wo ich vier

Stunden auf das Austeilen der letzten Monatskost wartete, den Zug des Gouverneurs abfahren sah. Abschiedsstimmung! trüber, grauer Himmel und zeitweise Regenschauer — und das im Mai! Wie schwer mag dem Gouverneur und seiner Gemahlin das Verlassen der Hauptstadt geworden sein! Sie fahren nach dem Norden, wo es vorläufig noch sicher ist: nach Grootfontein. Noch wissen wir nicht, ob der Zug wohl noch durchkommt! Dunkle Gerüchte gingen in der Stadt, die Engländer hätten unsere Truppe umgangen und wären bereits in Karibib. Um 10 Uhr fuhr dann der Hauptlazarettzug; morgen soll noch ein zweiter Zug fahren. 20 Schwerverkrankte bleiben hier in Windhuk zurück.

Über den Rest unserer Truppe, die vom Süden erwartet wird, weiß man noch nichts Genaues. Händeringend haben die beiden Führer der zwei letzten Abteilungen telegraphiert, daß wir ihnen Wäsche, Stiefel, Strümpfe, Seife usw. verschaffen sollen, da sie alle ihre Sachen bei der Flucht von Gibeon verloren haben. Aber woher all diese wichtigen Dinge nehmen, wo es doch in den Läden das Notwendigste nicht mehr zu kaufen gibt!

Von den Kompagnien im Bastardland weiß man nichts. Sie müssen sich vorsichtig nach Osten zurückziehen und dann nordwärts zur Truppe schlagen. Die Bestrafung der Bastards hat nun leider nicht bis zu Ende durchgeführt werden können! — Bei Otjimbingue sollen die Engländer mit 12 Schwadronen die 9. Kompagnie überfallen und gefangen haben.

Soll — soll — soll! Stündlich weiß man etwas Neues, und niemand weiß die Wahrheit. Nur eins ist sicher: daß in spätestens acht Tagen die Engländer in Windhuk sind — und das der Anfang vom Ende sein wird. Denn wie lange wird sich der Norden halten??

Ein Lichtstrahl in all den traurigen, düstern Nachrichten ist die Aussicht, von morgen ab als Rote-Kreuz-Helferin im hiesigen Lazarett eingestellt zu werden — mein sehnlichster Wunsch seit Beginn des Krieges. Das Lazarett soll morgen dem Roten Kreuz übergeben werden.

Wie anders wird man über die kommenden, entsetzlichen Tage hinwegkommen mit strenger Arbeit von früh bis spät. Ich sehne mich danach, nach diesen Tagen voll Hast und innerer und äußerer Unruhe, die hinter mir liegen. Wunder-

bar, was ein Mensch aushalten kann, seelisch und körperlich, wenn er will und muß!

6. Mai.

Die erste Nachtwache im neuen Dienst! Durch das weite, stille Haus hört man das Stöhnen und Husten der Kranken. Langsam vergehen die Stunden. Nun bin ich an die neuen Pflichten schon so gewöhnt, daß ich mir kaum denken kann, erst fünf Tage bei der Sache zu sein. Dies angespannte Arbeiten von morgens bis abends mit der regelmäßigen Unterbrechung der Mahlzeiten hat etwas unbeschreiblich Befriedigendes. Man weiß nach den langen Wochen der Untätigkeit und Unbefriedigtheit — seit Anfang März sind schon alle Schulen geschlossen — endlich wieder, wohin man gehört, und daß man nicht ganz überflüssig mehr ist. Wir sind sofort mitten in die schwerste Arbeit hineingesteckt, noch dazu unter ganz ungeordneten Verhältnissen. Am Sonntagmorgen traten wir unsern Dienst hier im Lazarett an. Was für eine Arbeit hatte man uns hinterlassen! In Eile verlassene, unsaubere Säle, Operationszimmer und Korridore, Berge von schmutziger Wäsche — ein großes, schreckliches Durcheinander! Und dazwischen die unglück-

lichen, schwer leidenden Kranken, 12 Typhus-
kranke und 8 Schwerverwundete. Wir stürzten
uns in die Arbeit, Eingeborne zur Hilfe gab es
nicht. Auch die schmutzigste Arbeit tat man aber
gerne und ohne Besinnen — es mußte eben sein.
Ich kam gleich vom ersten Tag an auf die
Typhusstation, die ich jetzt schon mit einer
Kollegin allein versorge. —

Das Leben der Außenwelt mit seinem nahen-
den Schrecken ist mir etwas ferner gerückt. Die
Engländer kommen! Schon sind sie nahe vor
Okahandja, nahe vor Rehoboth, nahe vor
Hoachanas. Noch ist hier in der Stadt die Ab-
teilung von Hauptmann von Hepke zum Schutz
der Stadt vor den Eingebornen, denn was die be-
ginnen würden, wären wir jetzt ganz ohne
Waffenschutz, das ist nicht abzusehen. Die Kom-
pagnie Bach (4. Ersatzkompagnie) und die Kom-
pagnie Saurma (1. Ersatzkompagnie) sind nicht
aus dem Bastardland zurück. Heute endlich ist
die erste Kunde von ihnen durch Heliograph ge-
kommen. Der Abmarsch wird für diesen Rest der
Truppe ungeheuer gefährvoll und schwierig
werden. Doch, wenn ihnen im letzten Augen-
blick der Durchbruch nicht mehr gelingen sollte

X und 5-12. (Ramanofski)
7 B. (Malpi)
1/2 Lett. (Lippmann)

und sie in englische Gefangenschaft geraten würden, so müssen sie sich sagen, daß sie zum Schutz der Stadt unbedingt notwendig gewesen sind. Zu viele Anzeichen sprechen dafür. Vor einigen Tagen brachte man uns ins Lazarett einen Toten, der kurz vor Windhuk vom letzten Wagen der Eisenbahn abgestürzt war. Er hatte dort mit einer Anzahl Eingeborner als einziger Weißer gefessen. Nach seinen merkwürdigen Verletzungen am Kopf schließt man auf ein Verbrechen der Eingebornen. Unter den Hottentotten der Roten Nation scheint es auch nicht ganz gemeiner mehr. Sie haben bei Hoachanas einen Farmer und seine Frau ermordet und das Kind im Bett verhungern lassen. Gnädiges Schicksal, wir wollen alles ertragen — aber bewahre uns vor dem einen, dem Entsetzlichsten, vor einem allgemeinen Aufstand der Eingebornen!

Nur langsam gewöhnt man sich an den Gedanken, daß man nun wirklich von aller Welt abgeschnitten ist. Im Süden geht Telephon und Telegraph noch bis Rehoboth, im Norden noch bis Okahandja. Dies langsame Einkreiswerden ist ein abscheuliches Gefühl! Nun ziehen sie bald die Schlinge zu — — — —.

X. Die Unionsflagge über Windhuk.

12. Mai.

Es ist ein unsagbar ernster Tag, an dem ich das Buch wieder zur Hand nehme. Seit 11 Uhr ist Windhuk englisch!!!

Wir wußten es lange, daß es so kommen würde. Seit Wochen stand es fest.

Nun aber, wo das Unausdenkbare Tatsache geworden ist, kommt die ganze tiefe Mutlosigkeit über mich, die unbeschreibliche Traurigkeit, daß es hat kommen müssen — dies schöne Land, dies schöne Windhuk nicht mehr unser!!

Gegen $\frac{1}{2}$ 12 Uhr hörten wir die Kunde von der Besetzung hier oben im Lazarett.

In der Stadt war es schon am Abend vorher bekannt gegeben, daß der Feind gegen 11 Uhr in der Stadt sein würde, und der Bürgermeister hatte gebeten, daß man sich in den Häusern aufhielte um diese Zeit. Auf der großen Pad westlich

der Stadt kam Botha mit seinen Stab in Automobilen, ihm folgte eine große berittene Abteilung. Vom Rathaus wurde haltgemacht, und Botha hielt eine tönende Ansprache an seine Leute. Und dann erschien auf unserm Rathaus zum erstenmal die feindliche Unionsflagge — —.

Ich stand vorhin in dem großen Gartenpavillon, der eine Aussicht gewährt über den Ausspannplatz und einen Teil der Stadt, bis zur Werft und den Funkentürmen. Und als ich den ersten Trupp englischer Berittener erblickte, da stürzten mir die Tränen aus den Augen, und die Hände ballten sich — — —.

Alles, alles umsonst, alles Blutvergießen, alles Flüchten, alles Dranseßen schwererkämpfter und erarbeiteter Werte, — sie haben's uns doch genommen, unser Land, unser Südwest! —

20. Mai.

„Anfangs wollten wir fast verzagen, und wir dachten, wir trügen es nie! — und wir haben es doch ertragen — aber fragt uns nur nicht wie!“ — so möchte man mit Heine sprechen.

Bitter schwere Tage waren das, voll von traurigen Eindrücken. In den rechten Flügel des

Lazarets, den wir nicht bezogen hatten, zogen die Engländer ein, mit teils eingebildeten, teils wirklichen Kranken. Englische Ärzte erschienen. Autos und Ochsenwagen brachten neue Verwundete, hauptsächlich Deutsche, von Gefechten dicht vor Windhuk. Viel böse Wunden gab es zu sehen — nie trat der Ernst des Krieges so greifbar vor meine Augen, das Sinnlose, Barbarische des Blutvergießens, des Menschenleiber-Derstümmelns!

Es gehen wieder die unsinnigsten Gerüchte im Lande um — von eingeleiteten Verhandlungen zwischen dem Gouvernement und Botha — von beginnenden Friedensverhandlungen daheim — alles mutet mich an wie ein fremdes Märchen, das man klopfenden Herzens sich anhört, um sich dann traurig abzuwenden: „Es ist ja doch nicht wahr.“

Und dann weiter: es wird bekannt gegeben, daß es möglich ist, Post nach Deutschland zu schicken, die eine Zensur vorher passiert — das klingt ebenso fabelhaft, unglaublich, es verwirrt alle Gedanken! Nun steht man vor der Möglichkeit und muß doch erst die Feigheit überwinden, ein paar Worte in die Ferne zu senden an die

Angehörigen, die Feigheit vor der gefürchteten Antwort auf die bange Frage: „Was ist zu Hause alles geschehen?“

14. Juni.

In der regelmäßigen, angestregten Arbeit der letzten Wochen blieb wenig Zeit zum Tagebuchschreiben. Ich bin dankbar, daß ich in diesen schweren Wochen meine mich ausfüllende Pflicht hatte. Wir hören fast nichts von der Außenwelt. Ab und zu wurde Zank und Streit aus der Stadt auch hierher getragen — es gab wohl eine Menge Menschen, die bei dem Leben der letzten Monate den Kopf oder den kühlen Verstand verloren hatten, und das ist ja weiter nicht verwunderlich. Man kann ja von Glück sagen, wenn man vor einem untätigen, unbefriedigten Dasein im Laufe der letzten Zeit bewahrt blieb! — Die Nachrichten, die über den Krieg zu uns kommen, sind größtenteils aus den südafrikanischen englischen Zeitungen, die man möglichst vermeiden muß zu lesen, da diese ewigen Hehereien gegen Deutschland und das Anpreisen englisch-französischer Siege auf die Dauer entsetzlich deprimieren. Alle im Lande unter der Hand verbreiteten Nachrichten entbehren jeder glaub-

würdigen Unterlage. Wir sollen in Dover gelandet sein, sollen vor Petersburg stehen! Wütend fahnden die Engländer auf die Verbreiter der Nachrichten. Zirka 50 Männer aus der Stadt wurden fortgebracht in die Konzentrationslager Südafrikas. Der Betrieb unseres Lazarets wurde verkleinert, nachdem auch von unsern Patienten eine Anzahl eines Morgens von einer Wache mit aufgepflanzten Bajonett abgeholt und zum Bahnhof gebracht wurde, um die Reise in die Kapkolonie anzutreten. Es war ein bitter ernster Abschied von unsern eben wiederhergestellten, uns lieb gewordenen Patienten — es ist ein entsetzliches Gefühl, zusehen zu müssen, wenn deutsche Soldaten als Gefangene marschieren! —

27. Juni.

Ich kann nicht sagen, wie entsetzlich die Ungewißheit über Deutschlands Schicksal manche Tage auf mir lastet. Und wenn man sich auch mit aller Macht gegen die englischen Nachrichten innerlich wehrt — sie dringen wie ein fressendes Gift doch in uns ein, und der Mut und die Zuversicht sinken so tief! Furchtbar ist, wenn dann der Gedanke Einlaß findet: Deutschland schafft

es nicht gegen die Welt voll Feinde — Deutschland wird langsam doch besiegt — es ist so unausdenkbar, so traurig, so deprimierend, daß man mit aller Macht sich zusammenreißen muß! Wenn doch nur eine deutsche Nachricht den Weg zu uns fände! Es wird dies und das erzählt, was uns Mut machen könnte — aber woher kommt es? ist es wahr? oder sind die englischen Berichte aus dem Hauptquartier wahr, die uns heute sagen, daß die Deutschen und Österreicher bei Semberg eingeschlossen sind, und daß 25 000 Tote dort das Schlachtfeld bedecken? oder: daß auch der zweite Ansturm auf Calais mißlang und wir dort an 65 000 Tote und Verwundete haben? — daß in Deutschland wegen der Unmöglichkeit der Nahrungszufuhr eine Hungersnot ohnegleichen beginnt? Wie ein Alp liegen solche Nachrichten auf uns, man weiß kaum, woher den Mut nehmen zum Weiterleben und -arbeiten!

Unsere Ausdauer und Zuversicht werden auf die härteste Probe gestellt. Mitten unter Feinden, die unser Land schon „Britisch“-Südwest nennen — ohne Hoffnung auf ein Ende dieses Zustandes — es ist entsetzlich.

Don unserer Schutztruppe, die sich im Norden

Wiltich, Kriegstage in Südwest.

weiter und weiter zurückzuziehen scheint, fehlt jede bestimmte Nachricht. Wieder und wieder tauchen Gerüchte von großen Gefechten auf, die stattgefunden haben sollen, die Zahl der Toten und Verwundeten wird mit aller Bestimmtheit genannt — niemand ahnt, was Wahres daran ist. Diese Ungewißheit ist für die Angehörigen einfach unerträglich!

XI. Das Ende vom Liede.

10. Juli.

Wochen, in denen Mutlosigkeit und die nicht ganz verlorene Hoffnungsfreudigkeit miteinander kämpften, Wochen voll Arbeit mit ihren Freuden und ihrem Ärger, — lange, schwere Wochen sind vergangen — und heute trifft uns wie ein Schlag die unerwartete Nachricht „Frieden im Lande“. Der Gouverneur hat die Übergabe unterzeichnet. Von einer fast zwölffachen Übermacht ist unsere Schutztruppe im Norden eingekreist worden. Von einem Feind, dem alle Mittel der modernen Kriegführung zu Gebote standen, sind nach und nach alle nördlichen, größeren Stationen genommen, wie Tjumeb, Namutoni usw. und dann hat sich die Truppe, so in Korab eingeschlossen, widerstandslos ergeben!

7*

Tausend Gerüchte bringen zu uns, daß dieser Friede und das Einstellen der Feindseligkeiten von Deutschland ausgehen —, daß auch dort der Friede sich vorbereite —, daß es für uns daheim glänzend stehe — alles undefinierbare Gerüchte! Man möchte glauben und wagt es doch nicht. Man möchte wieder Hoffnung auf ein Ende schöpfen und ist doch zu niedergeschlagen, um an Möglichkeiten sich aufzurichten!

Nach fast 2½ monatlicher Schwesterntätigkeit bin ich in mein Heim zurückgekehrt und habe den Unterricht in meiner kleinen Schule mit Freuden wieder aufgenommen. Die Krankheiten sind endlich erloschen, und es war für die verwildernden Kinder die höchste Zeit, daß ein geregeltes Schulleben wieder begann. Die englische Regierung ist wegen der Aufrechterhaltung der allgemeinen Ordnung anscheinend außerordentlich erfreut, daß der Wiederanfang der Unterrichts von unsern Schulvorständen angeregt wurde.

26. Juli.

Was sind das für Tage! Eine unsagbare tiefe Depression überkommt mich. Das also ist das Ende von dem Liebe, das vor Monaten so stolz und frei hinausklang! Das ist das Ende

dieses Krieges, den auch wir mit so viel Mut und Begeisterung begannen! Dieselbe Truppe, die noch tatendurstig und froh vor einigen Monaten bei dem Bahntransport vom Süden nach dem Norden in Windhuk ankam und nach kurzer Rast mit „Es braust ein Ruf“ davonfuhr — dieselbe Truppe fährt nun gefangen durch Windhuk, dem Süden zu, wo sie in Aus, unserer schönen Feste Aus, interniert wird. Zu Hunderten kehren die Reservisten zurück, die nach der Vereinbarung bei der Übergabe entlassen sind. Ich ließ mich gestern bewegen und erwartete mit einer mir bekannten Farmersfrau ihren Gatten am Bahnhof. Eine ungeheure Menschenmenge, meist Frauen, stand wartend wie wir. Der Bahnhof war durch die englischen Wachen gesperrt. Auch die Eingebornen drängten sich um die Absperrung neugierig, in wilden Mengen. Stundenlang warteten wir. Und dann lief der Zug ein — nie, nie werde ich diese Stunde vergessen! Es war eine große Stille unter der Menge! Wie hatten wir uns einst die Rückkehr unserer Krieger erträumt! Und wie sang- und klanglos war diese Heimkehr! Viele Ehepaare sah ich mit Tränen sich begrüßen!

Und die Eingebornen standen dabei und gafften. Mein Blick fiel auf zwei riesengroße, junge Hereros in meiner Nähe. Sie standen mit ver-
schränkten Armen und riesen sich lachend etwas zu. Meine Hände ballten sich, und in dem Augenblick erst kam mir in voller Klarheit die Erkenntnis des Verbrechens, das England mit diesem kolonialen Krieg beging — das neben der Eroberung des Landes den gemeinen Gedanken verfolgte, unser Ansehen bei der schwarzen Rasse zu untergraben!

In meinem Herzen ist der eine heiße Wunsch plötzlich wach geworden: einstmals in Deutschland eine a n d e r e Heimkehr deutscher Truppen mitzuerleben!

Ich werde nicht ruhen, bis ich mein Ziel erreicht habe, das mich Tag und Nacht nicht mehr losläßt: fort von hier!

1. August.

Es ist kaum zu beschreiben, was für eine Flut von unverbürgten neuen Nachrichten sich über Windhuk ergossen hat, seit die Reservisten zurück sind. Angeblich soll die Funkenstation in Tjumeb noch alle diese optimistischen Nachrichten aufge-

fangen haben, und man schöpft wieder neue Hoffnung, daß es für Deutschland gut steht.

Eins der allgemeinsten Gesprächsthemas ist die Frage „Calais“. „Glauben Sie, daß Calais gefallen ist?“ Die meisten Menschen glaubens nicht mehr. Länger als vier Wochen konnten auch die englischen Zeitungen solch eine Tatsache nicht verheimlichen! —

XII. Heimkehrgedanken.

In diesen Tagen kam auch mein Vorgänger zurück und nach vierwöchentlichem Urlaub will er sein Amt an der Klein-Windhuker Schule wieder antreten. Was dann? Ich stehe vor einer schweren Entscheidung. Man bot mir die Stelle der Regierungslehrerin in Maltahöhe an. Die Schule soll aber gegenwärtig aus drei Kindern bestehen, dazu sind weder Gehalts- noch Wohnungsfrage jetzt unter der englischen Herrschaft klar gelöst. Und wieder und wieder, sehnlicher denn je, packt mich der Wunsch: versuch's, nach Hause zu kommen! Man müßte versuchen, nach Kapstadt zu kommen und von dort weiter. Vor Monaten schrieb ich an A. in Nordamerika, und von einer Postankunft zur andern warte ich sehnlichst auf Nachricht. Vielleicht erfüllt sie mir meinen Wunsch und ermöglicht es mir, zu ihr zu

kommen. Und von dort würde sich gewiß ein Weg finden, nach Hause zu kommen.

Wenn man noch heimkäme! — aus dieser entsetzlich deprimierenden Umgebung heraus, ins Elternhaus zurück, und könnte in Deutschland vielleicht noch helfen — man erlebte jedenfalls noch einen Teil dieser großen Zeit in der Heimat! Wie das lockt und einem Tag und Nacht keine Ruhe läßt! Soll ich nicht endlich einmal das Schicksal beim Schopfe fassen und sagen: Ich will! —

Heute vorm Jahr war es, wo uns plötzlich, wie ein Blitz aus heiterm Himmel Deutschlands drohende Lage bekannt wurde — morgen vor einem Jahr die Kriegserklärung! Ich habe die sprichwörtlich gewordene Gewißheit nie wiederholt: „Es kann ja nur ein paar Monate dauern“, und doch, wer uns vor einem Jahr gesagt hätte, daß wir britische Untertanen würden, daß wir es ein volles Jahr ertragen sollten, dies Abgeschnittensein, diese Ungewißheit über Deutschlands Schicksal!

Die Tage vergehen langsam, still und freudlos. Unsere äußere Lage hat sich insofern etwas verbessert, als man endlich mit des Leibes Nah-

rung und Notdurft etwas besser versorgt wird. Der Proviant wird immer noch monatlich ausgegeben, aber jetzt bedeutend reichlicher als früher. Es gibt nicht mehr die kategorischen 8 Pfund Mehl, 4 Pfund Reis und damit Schluß — sondern wir können jetzt gut und reichlich und ohne Kampf um jedes Pfund kaufen. Wie wohlthuend ist es, wieder frisches, gutes Mehl zu sehen, unsere alten Bestände waren z. T. schrecklich, „das Mehl lebte“, wie wir es nannten und auch, nachdem es durch das Mehlsieb getan war, widerte es uns manchmal an. Und nun kann man all die Sachen wieder kaufen, die man sich entweder versagt oder als Rarität aufgespart hat: Seife, Zucker, Kaffee — Marmelade! Man kann sich in diesen Zustand noch gar nicht so recht finden! Die Stadt kauft wie ausgehungert. In einem englischen Laden bekommt man seit Monaten nie gesehene Herrlichkeiten, wie Schokolade, Datteln, Keks — und ich muß gestehen, man freut sich kindisch an all diesen süßen Sachen! —

Nach und nach wird sich Windhuk wieder entvölkern, denn viele der Farmer und der Einwohner der geräumten Städte zieht es doch wieder

in die alte Heimat, wenn sie auch mit Herzklopfen an das denken, was sie vorfinden werden: zerstörte, ausgeraubte Wohnstätten. Der Süden des Landes ist furchtbar mitgenommen. Der Farmer, der ein nicht zerstörtes Heim vorfindet, kann von Glück sagen. Und wie wird es in den Städten aussehen, in denen seit Monaten die Engländer gehaust haben! Die armen, armen Menschen, diese Heimkehr mag traurig und unsagbar schwer sein!

Besonders zu Herzen geht mir das Schicksal des Bezirks Rehoboth, mit dem ich durch den langjährigen Aufenthalt in Rehoboth noch immer mich verwachsen fühle. Das Geschick dieses Bezirks ist auch das traurigste von allen. Es ist alles entsetzlich zerstört von den Bastards und andern Eingebornen, die Häuser sind völlig ausgeplündert bis auf den letzten Nagel an der Wand, ja selbst die Wellblechdächer sind abgehoben und mitgenommen. Den Farmern ist eine Rückkehr auf ihre zerstörten Plätze ganz unmöglich gemacht. Denn trotz der flehentlichen Vorstellungen bei der englischen Regierung trifft diese keinerlei Anstalten, die Bastards jetzt zu entwaffnen, oder aber dem Farmer das Führen

einer Waffe zuzugestehen, so daß jeder Deutsche, der sich unter den Bastards blicken läßt, vom Eingebornen wehrlos niedergeknallt werden kann!

Die ganze Bastardsache ist ein Makel auf der südafrikanischen Regierung! Es wird jetzt mehr und mehr, z. T. durch Prahlereien der Bastards selbst, bekannt, daß sie von Anbeginn des Krieges an Verbindung mit Walfischbay gehabt haben. Woher werden sie sich also so reichlich mit Gewehren und Munition versehen haben???

16. August.

Es kommt für Pflanzen eine Zeit, wo sie umgepflanzt werden müssen in neuen Boden, sonst verkümmern sie. Mir ist, als müsse es mit den Menschen ganz ähnlich sein — als sei für mich dieser Zeitpunkt gekommen! Gewiß, ich würde, wie alle Menschen um mich her, dies Leben auch weiterhin ertragen — würde nicht sterben — aber innerlich verkümmern! und das in einer Zeit, die in ihrer Größe und Gewaltigkeit nie wiederkommen wird, wo die Seele den Hochschwung kennen lernen sollte!

Es waren schwere Tage, wo ich zum Entschluß über meine Zukunft kommen mußte. Aber jetzt bin ich mir klar, und alles ist entschieden: ich

fahre! Und zwar zuerst nach Kapstadt! Wenn es überhaupt eine Möglichkeit der Heimkehr gibt, so kann es nur von Kapstadt aus sein. Allerdings kann ich nirgendwo, auch bei den Engländern nicht, etwas Bestimmtes über die Verbindung zwischen Kapstadt und Europa oder Amerika erfahren. Nur eines wiederholen die Engländer, daß mit England regelmäßiger Dampferverkehr ist. Aber auf einem englischen Schiff fahren? — unmöglich! Soll man von seinen eigenen Landsleuten torpediert werden?! Und nach England sich wagen, wäre wohl überhaupt zu gefährlich! wer kennt die Stimmung dort? wenn man mich dort womöglich interniert? Nein, ich muß ein neutrales Schiff finden: ein amerikanisches, schwedisches, holländisches, portugiesisches — sie verkehren doch alle in Kapstadt.

Gewiß, es ist und bleibt ein Risiko! Aber was habe ich zu verlieren! Und was kann man hier im Lande noch erleben! Es stehen Südwest schlechte Zeiten bevor. Das Geld ist zu Ende, das Wechseln wird immer schwieriger. Das englische Gouvernement will jetzt Papiergeld wechseln — aber mit Abzug von 25%! Dabei wird die Nahrung teurer in erschreckende Weise. Milch

kostet jetzt schon 80 Pfennig, wird bald noch steigen. Eier wechseln zwischen 6—10 Mark das Duzend, sind tagelang überhaupt nicht zu haben, ebenso wie Butter, die man sich am besten schon ganz abgewöhnt. Für Kartoffeln bezahlt man, wenn sie überhaupt käuflich sind, 75—85 Mark für den Zentner. Und so fort! — Die Gouvernementsbeamten müssen ihre Wohnungen räumen, von Gehaltszahlung spricht vorläufig niemand mehr! Und sollte wirklich einmal die Vermutung der gottbegnadeten Optimisten Tatsache werden, daß die Engländer eines Tages, wenn daheim Frieden gemacht wird, abzögen, dann hätten wir den schönsten Eingebornenaufstand, wie es neulich ein englischer Offizier liebenswürdig schon prophezeit und uns gewünscht hat. Die Eingebornen fangen an, immer unverschämter und arbeitsunlustiger zu werden. Wagt man es, ihnen ein tadelndes Wort zu sagen, so erwidern sie triumphierend: „Dann geh' ich zu Inglismann“. Eine der ersten Maßnahmen der segenspendenden, die unmündigen Völker beschützenden englischen Regierung führte den dummsten Eingebornenbengel alsbald dazu, gegen den weißen Herrn oder die Herrin aufzutrumpfen.

„Das Schlagen der Eingebornen ist verboten. Die Übertretung dieses Befehls wird mit 20 Mark (1 Pfund) Geldstrafe bestraft.“ Man muß ja den „Hunnen“ erst eine menschenwürdige Behandlung des Eingebornen lehren! Kaum hat man nun seinem faulen Bengel oder einem frechen Mädchen die übliche und oft recht segensreich wirkende Ohrfeige versetzt, so ist der oder die Betroffene auf und davon zum Kommissariat, zeigt den „Täter“ an — und ich bezahle, wenn ich es war, meine 20 Mark und bin zudem auch den Eingebornen los, der sich beim „Inglismann“ Arbeit sucht. So fängt es an, und in dem Stile wird es weitergehen. — —

Einige wenige Menschen haben in diesen Tagen die ersten persönlichen Nachrichten, Briefe aus der Heimat bekommen über das neutrale Ausland. Viel über die Lage in Deutschland ist natürlich aus diesen kurzen Briefen, die durch doppelte Zensur gegangen sind, nicht herauszulesen, aber es wird erzählt, daß sie sicher und hoffnungsfreudig klingen! Nach und nach wird auch hier draußen Schmerz und Trauer um die im Kriege verlorenen Lieben Einzug in die Familien halten! Noch wagt so recht niemand,

auf demselben Wege den Angehörigen daheim eine Nachricht zu schicken. Bekamen wir doch damals die im Mai abgesandten Briefe nach vier Wochen alle zurück — entweder es war ein Auspionieren damit bezweckt, oder es war der englischen Post um die vorzügliche Einnahme zu tun — oder beides zusammen! Jedenfalls ist damit der Glaube an die englische Postbeförderung etwas ins Wanken geraten!

20. August.

Ich habe meinen Paß! nach vielen Kreuz- und Querfragen, nach mehrfachen Besuchen beim Zivilgouverneur, Mr. Gorges, nach Aufnahme der Personalien, der Reisegründe usw. habe ich endlich, endlich meinen Erlaubnisschein heute Nachmittag vom Regierungsgebäude abgeholt.

Es war ein unvergeßlicher Augenblick, als ich vorhin aus dem hochgelegenen Gebäude hinaustrat. Vor mir lag die ganze Stadt im Glanz der scheidenden Sonne — goldüberflutet, heiß und ernst. In meinen Ohren war ein Brausen. Mir war, als hätte ich seit Monaten als Gefangene auf diesen Augenblick gewartet, wo sich verschlossene Tore endlich aufthun, wo ich frei

war — frei, um den langen, langen Heimweg anzutreten!

Und nun geht's ans Packen, ans Auflösen des kleinen Haushalts, ans Abschiednehmen von liebgewonnener Arbeit, liebgewonnenen Menschen und dem über alles geliebten Sonnenlande und seiner Schönheit!

Lebet wohl, ihr fernen und nahen, gewaltigen Berge, du lachend blauer Himmel und ihr verlorenen Einsamkeiten der Täler!

Südwest, du stilles, ernstes, erhaben gewaltiges Sonnenland! wann sehe ich dich wieder!?!

XIII. Auf der Heimreise: Kapstadt.

Kapstadt, den 31. August.

Im fremden Land! Nach sechstägiger Reise kamen Frau Dr. J., Frä. von G. und ich gestern abend hier an. Eine eigenartige Reise, reich an neuen Eindrücken, liegt hinter mir.

Am 24. morgens fanden wir drei „Flüchtlinge“, wie wir scherzend von Bekannten genannt wurden, uns auf dem Bahnhof in Windhuk ein. Liebe alte Bekannte waren schon dort, um uns Lebenswohl zu sagen. Ein größerer Trupp heimkehrender englischer Soldaten, ein paar Offiziere, ein paar englische Krankenschwestern, das waren außer uns die Fahrgäste. Unter Winken und Grüßen setzte sich der Zug in Bewegung und fuhr langsam durch die südliche Stadt den Bergen zu. Da lag es noch einmal im Morgensonnenschein, das vertraute Windhuk mit seinem mächtigen, bergigen Hintergrund. Da lagen die einsamen Funkentürme zur andern Seite, stolz und

still standen sie — ich dachte daran, wie hundertmal man sehnsüchtig zu ihnen ausgeschaut hat, ob sie denn keine Kunde von der fernen Heimat brächten. Und weiter und weiter trug uns der Zug dem ferne winkenden Gebirge zu; noch eine letzte Biegung, und Windhuk war verschwunden.

Wieder fuhr man, wie schon so manches Mal, die alte Strecke von Norden nach Süden. Aber wie anders war mir zumute gegen früher. Noch schien alles wie ausgestorben. Auf den kleinen Stationen ein paar englische Beamte. Die kleinen Erfrischungshallen und Wohnhäuser leer und verlassen. Für des Leibes Nahrung und Notdurft hatte jeder selbst zu sorgen, zu kaufen gab es auf der Strecke nichts mehr. Jeder von uns hatte Brot, Proviant und Spirituskocher nebst Zubehör mitgenommen, und das Zubereiten der primitiven Mahlzeiten im fahrenden Zuge war ein origineller Zeitvertreib. Die dienstfertigen Soldaten schleppten uns stets bei längerem Aufenthalt heißes Wasser aus der Maschine herbei. Wir kamen am ersten Abend bis kurz vor Mariental. Plötzlich hielt der Zug mit einem Ruck — Maschinenbruch! Wir richteten unser Abteil für die Nacht. Die Lehnen wurden her-

vorgezogen und an der Decke befestigt, unsere Schlafdecken und Kissen hervorgeholt — ein feines Nachtlager! Niemand wußte, wann es weiterging.

Am Mittag des nächsten Tages ging's mit einer neuen Maschine aus Mariental weiter. In Gibeon sah man nicht weit von der Bahn, traurig und einsam die Holzkreuze der Gefallenen, die beim Gefecht bei Gibeon am 27. 4. 1915 ihr Leben ließen. In der Nacht kamen wir nach Keetmanshoop. Friedlich blieb unser Zug im Mondschein stehen. Wann wir weiterfahren, sollte der nächste Tag entscheiden. — Ich ging am nächsten Morgen in den Ort bei scheußlichem, heißem Sandsturm, der einen kaum aus den Augen blicken ließ, und arbeitete mich, durch den berüchtigten, tiefen Sand wadend, zum Magistrat hindurch, um mein deutsches Papiergeld einzuwechselln, und verlor dabei mit jedem 100-Mark-Schein 25 Mark!

Gegen Mittag ging es weiter, über Seeheim nach Kalkfontein-Süd, diesem für Südwest denkwürdiger Ort. Hier war in den ersten Kriegsmontaten der Sammelplatz der Schutztruppe, der Sitz des Kommandos, und hier war es, wo unsern

unvergeßlichen Oberstleutnant von Heydebreck der traurige Tod ereilte.

Unvergeßlich ist mir diese Reise nach Kalkfontein. Im unbeschreiblichen Farbenreichtum, den der Sonnenuntergang stets in Südwest zaubert, lag um uns eine mächtige, starre Felslandschaft, die auf mich einen unsagbar melancholischen Eindruck machte. Gigantische Felsblöcke türmten sich jäh übereinander, wie von einer wütenden Riesenhand aufeinander geschleudert. Kein Frohsinn, kein Hoffen, keine Lebensfreude konnte hier lebendig sein — totenernst, gottverlassen schien mir diese Umgebung. Nirgendwo ein lebendes Wesen; hier und da ein oder mehrere Kadaver von verdurstetem Vieh. Schweigend erbebt der Mensch vor dieser gewaltigen, starren Natur. — —

Wir fuhren die Nacht durch. Als wir am frühen Morgen erwachten, waren wir an der Grenze, gerade da, wo unsere Truppe eine der ersten Begegnungen mit dem Feinde hatte. „Nakab“ stand, aus weißen Steinen gelegt, mit Riesenbuchstaben auf dem einen der schwärzlichbraunen Hügel, und gegenüber auf einem Berg die Initialen mehrerer englischer Regimenter,

am größten die Buchstaben S. A. M. R. (South African Mounted Rifles), das Regiment, das nach der Übergabe als einziges in Südwest geblieben ist. Den ganzen Tag ging's nun durch eine öde, wüste Gegend, bis wir mittags gegen 3 Uhr Upington erreichten — die erste Station auf englischem Gebiet. In glühendem Sonnenbrande lag es öde und verlassen da. Der Ort ist in der ersten Zeit des Krieges, bei der Burenrebellion, als Sammelstelle des Burenkorps viel genannt worden. Die Bahnverbindung von Prieska her über Upington nach Kalkfontein-Süd haben die Engländer erst während des Krieges in unglaublich kurzer Zeit geschaffen, um Truppen und Proviant nachzuschicken.

Wir mußten nun unsere altbekannten Südwesteisenbahnwagen verlassen und saßen ein paar Stunden ziemlich abgespannt auf unsern Koffern. Nun waren wir also in Feindesland! Vorläufig merkte man nicht viel davon. Die Sonne brannte genau so unerbittlich auf uns hernieder wie in Südwest, bis auch sie die Quälerei satt hatte und sich für die Nachtruhe verzog. Gott sei Dank ging's am Abend schon weiter. Ein Wagen der Südafrika-Eisenbahn nahm uns auf, der recht

elegant und bequem war. Gleich hinter Uppington passierten wir den Oranje — es war der erste Fluß, den ich seit Jahren sah, mit fließendem Wasser, riesenhaften Klippen und schönen, alten Bäumen.

Als ich am nächsten Morgen in aller Frühe aus dem Fenster blickte, breitete sich die Wüste Karoo nach allen Seiten aus. Kahle Hügel, kahle Berge, kahle Flächen, alles braun in braun. Über Nacht hatten wir Prieska passiert. Mittags kamen wir an den Knotenpunkt der Kapbahn. Südöstlich geht die Strecke nach Pretoria, Johannesburg, südwestlich nach Kapstadt. De Aar hieß der kleine Ort, der sauber und gemütlich in seiner Sonntagsruhe inmitten der Wüste lag. Hier klangen die ersten Töne der Zivilisation wieder an unser Ohr: Züge kamen und gingen, Wagen mit ach so lange entbehrtem Obst fuhrten auf und ab, in hellerleuchteten Speisefälen aßen und tranken die Menschen, und endlich kam der Hauptzug aus Johannesburg, dem unser Wagen angehängt wurde, mit Hunderten von fremden Menschen, mit hellerleuchtetem, einladendem Speisewagen, — lächerlich, wie man das alles in den stillen Jahren in Südwest einfach vergessen

hat! wie kindisch man alles anstaunte! Es wirkte wie eine fremde Welt auf uns Südwestler. Nun hörte unser gemütliches Hausen, das „Dableben“, im Abteil auf. Am frühen Morgen weckte der Kellner mit heißem Kaffee, und bequem und üppig wurde nachher im Speisewagen gefrühstückt.

Und nun wurde die Landschaft schöner und grüner, je weiter wir nach Süden kamen. Langsam arbeitete sich der Zug die großen Steigungen hinan. Zu beiden Seiten erhoben sich mächtige Berge, und endlich, zuerst aus weiter Ferne, dann näher und näher, ragten über alle Kuppen hinweg schimmernde Schneeberge. Ich war ganz still und sprachlos vor soviel Schönheit. Die Fahrt über die sogenannten Hex-River-Mountains ist schwierig für den Lokomotivführer und nicht ohne Gefahr. Nachdem eine mächtige Höhe erklommen war, kam der Abstieg auf riesigen Serpentinwegen. Ein englischer Soldat zeigte auf ein Holzkreuz am Abhang. Hier verunglückte vorigen September ein Zug durch zu schnelle Fahrt, und unter dem Kreuz schlafen 65 Soldaten, die dabei verunglückten, den Todeschlaß.

Es war ein wunderbar schönes Bild, das man hätte festhalten mögen! Unter uns, in schwindelnder Tiefe, leuchteten grün die Täler im ersten Frühlingsgrün. In strahlendem Sonnenschein, unter einem tiefblauen Himmel, ragten unmittelbar vor uns die Schneeberge auf! Langsam, langsam, in großen Schlangenwindungen arbeitete sich der lange Zug abwärts, bis er endlich ohne Unfall das Tal erreichte.

Und nun dies Tal! Blühender, lachender Frühling, wohin man schaute, Sonne und Grün und dazwischen rauschende Wasserbächlein — und hoch über allem die weißen Kuppen der Schneeberge. Immer lieblicher wurde die Landschaft nach Kapstadt zu. Kleine Ortschaften inmitten grüner, blühender Gärten flogen vorüber. Oftmals sah man große, alte Burenbesitzungen liegen, weiße, gemütliche Herrenhäuser mit grünen Fensterläden, in gepflegten Gärten. Am Abend des sechsten Tages erreichten wir Kapstadt. Schon lange winkte der Tafelberg am Horizont, das Wahrzeichen des Kaps. Bei Sonnenuntergang fuhren wir in die Stadt ein. Ein entzückendes Bild! Bis hoch an die Berge kletterten die Dillen hinauf, und auf der andern Seite

leuchtete grün und ruhig das Meer, dort winkten die Schiffsmasten herüber. Die Schornsteine zahlloser Fabriken rauchten, Züge sausten an unserm vorüber, Menschen hasteten auf den Bahnhöfen der Dororte — da war man wieder in der Großstadt! — — —

Ich kann nicht sagen, wie das alles auf mich wirkt. Ein andere Welt ist es, in der ich länger als vier Jahre gelebt habe, und ich habe dieses Leben und Treiben der Kulturwelt, der Millionen von Menschen darüber vergessen. Mir ist, als hätte ich lange in tiefem Schlafe gelegen und müßte mir jetzt die Augen reiben und mich fragen: Wo bin ich, und wo war ich so lange?

1. September.

Mein erster Gang war heute zum Immigration Office, dem Auswandereramt. Man hatte dort noch keinerlei Anweisungen aus Pretoria, wie man sich bei Anfragen von Deutschen um Reiseerlaubnis zu verhalten habe. Man muß „erst anfragen“. Beseelt von dem Wunsche, möglichst bald Klarheit über die Aussichten einer Abreise zu erhalten, ging ich weiter zum holländischen Konsulat. Auf meine

Frage wegen Überfahrt auf einem holländischen Schiff war die Antwort ein bedauerndes Achselzucken. Die holländischen Linien verkehrten fast gar nicht mehr hier. Die selten anlaufenden Dampfer seien Handels- und keine Passagierschiffe und gingen von hier nach Indien und Amerika. Unterbringung von Passagieren sei auf ihnen unmöglich. Mir war traurig zumute nach diesem erfolglosen ersten Morgen. So schlenderte ich ziellos weiter und kam auf den Pier. Musik und Stimmengewirr scholl mir entgegen. Breit und schön angelegt, ragt er weit in den Hafen hinein. Rubinsteins „Melodie“ — Herrgott, wie kam die hierher?! war's ein Gruß aus der Heimat? Mir kamen die Tränen! Ich wollte fliehen vor diesen altbekannten Tönen, aber sie hielten mich fest. Und hier, umgeben von den fremden Lauten des fremden Volkes, unter der elegant gekleideten, auf und ab spazierenden oder auf den Bänken gruppierten Menschenmenge umschauerte mich eisig mit einem Male das Bewußtsein, allein in der feindlichen Fremde zu sein. In heißer Sehnsucht habe ich einem Schiff nachgeschaut, das langsam und stolz seinen Weg ins offene Meer hinaus suchte.

„Wann werde ich soweit sein?“ ging's mir durch den Kopf.

2. September.

Heute besuchte ich das amerikanische Konsulat. Auch hier kann man uns keine Hoffnung auf einen amerikanischen Passagierdampfer machen. Man gab uns den guten Rat, auf einem englischen Schiff bis Teneriffa zu fahren, dort könnten wir ja selbstverständlich amerikanische wie holländische Schiffe zur Weiterfahrt benutzen. Mit dem Vertreter des augenblicklich abwesenden Generalkonsuls setzte ich ein Telegramm auf, das an das Züricher amerikanische Konsulat geschickt werden soll, um mir Nachricht von meinen Lieben daheim zu verschaffen. Man meint, in zirka sechs Tagen könne die Antwort hier sein. Ich zittere vor dem Tage! was kann in mehr als einem Jahre geschehen sein!

10. September.

Es ist ein unbeschreiblich eigenartiges Gefühl, zu sehen, wie hier in Kapstadt alles seinen Gang geht, als tobe daheim nicht der Weltkrieg! Vergnügungen jeden Abend in Hülle und Fülle, erleuchtete Teestuben, gefüllte Elektrische, ge-

füllte, überfüllte Kinos — und in Südwest stoppte seit Kriegsbeginn alles gewohnte Leben unter dem schrecklichen Druck. Sie sind hier in Kapland wohl schon gleichgültig geworden. Mit großer Propaganda werden Soldaten geworben! Eine kleine Soldatenkapelle sieht man fast täglich durch die Straßen ziehen, um zu werben. Manchmal folgen ihr 2, manchmal 3—4 Angeworbene, nur selten mehr, 10—15. Überall schreien die Plakate: „Men wanted.“ „What's about you?“ „Enlist at once.“ Besonders imponierend ist folgendes Plakat: „Women of South-Africa! Did you read what the Germans did in Belgium? Do you know, what they would do when invading this country? Send your husband, your brother, your son to the King's Army!“ und so weiter.

Neulich war ich auf dem Bahnhof, als gerade ein großer Trupp Freiwilliger abfuhr zum Truppenübungsplatz Potchefstroom. Die Musik spielte zum Abschied. Hunderte von Angehörigen waren zugegen, um Abschied zu nehmen von denen, die auszogen, um gegen uns zu kämpfen! Da setzte die Musik ein mit der Nationalhymne „God save the King“, die Hüte und Mützen flogen

von den Köpfen, lautlose Stille unter der Menge, während der Zug sich in Bewegung setzte — „Heil dir im Siegerkranz!“ Seitdem habe ich das Lied. —

Ich sprach einen Amerikaner, der die ganze Welt, auch Deutschland, kennt. Er sagte mir: „Deutschland hat sein Bestes geleistet gegen diese Zahl von Feinden. Das Unglück für Deutschland kommt erst in den nächsten Jahren“, und dann riet er mir mit aller Beredsamkeit ab, nach Hause zurückzukehren: Ich würde das Traurigste, Schwerste erfahren, ich würde nichts als „blood and destruction“ sehen!

13. September.

Alles war klipp und klar zur Abfahrt auf der „Gaika“ von der Union-Castle-Linie. Man hatte uns den Paß ausgestellt, und die Linie hatte III.-Klasse-Kabinen bewilligt. Wir wollten auch das auf uns nehmen, obgleich ja die III. Klasse auf diesen englischen Schiffen geradezu berücksichtigt ist.

Wir fuhren gestern nachmittag um ½5, wie bestimmt, zum Dampfer, klopfenden Herzens und froh, daß unser Schicksal endlich diese Wendung

genommen hatte. Da trat, als wir schon am Dampfer waren, ein Geheimpolizist an unsern Wagen! „Es tut mir leid, ihnen sagen zu müssen, daß Sie nicht fahren können.“ Wir saßen wie vom Schläge gerührt! „Die Schiffsmannschaft streikt, Deutsche zu bedienen. Wir können nichts daran tun.“ Auf dem Kai standen andere Deutsche, die in gleicher Lage waren wie wir, um eine Gruppe von Damen, die soeben das Schiff verlassen hatten. Sie kamen schon von East London und Durban an der Ostküste und hatten heimfahren wollen wie wir. In kurzen Worten erklärten sie, daß es unmöglich sei für Deutsche, auf dem Schiff zu fahren, wir möchten keine Anstrengungen deswegen machen. Unwürdig war die Behandlung gewesen, die sie auf der „Gaika“ in den drei Tagen erfahren hatten. Um den gaffenden Menschen ringsum und auf dem Dampfer kein Schauspiel zu geben, bestiegen wir unsern Wagen wieder und fuhren den eben gekommenen Weg zurück mit der hangen Frage im Herzen: Was nun? Für die Deutschen aus der Kapkolonie war's an diesem Tage bereits das dritte Mal, daß man sie aus irgendeinem Grunde im letzten Augenblick zurückwies, und so

war kaum ein Zweifel, daß uns unsere Heimreise unmöglich gemacht werden sollte!

Ich kann wohl sagen, daß dieser Moment, als der Polizist an unsern Wagen trat und uns die Mitteilung machte, ein denkwürdiger in meinem Leben war und bleiben wird.

Meine Geldmittel werden bei diesem teuren Leben in Kapstadt eines Tages zu Ende sein, und was dann? Hier Arbeit suchen? zurück nach Südwest? Unmöglich!

Ich kehrte in mein nettes Boarding-House zurück. Meine deutschfreundliche Hauswirtin nahm mich sofort wieder auf. Ich habe hier meine Ruhe und dabei gute Verpflegung. Wenn ich mir nur erst ein Bild von der Zukunft machen könnte!

16. September.

Gestern hörte ich durch Zufall, daß im Dock ein schwedischer oder norwegischer Frachtdampfer läge, der in drei Monaten zu Hause wäre. Die Sache ging mir die ganze Nacht im Kopfe herum, und als ich heute morgen aufstand, war der Entschluß gefaßt: „Versuchen“.

Ich war mit Fr. v. G. zuerst beim schwedischen Konsul, einem vornehmen, freundlichen

Herrn, der auf meine Frage, ob ein schwedisches oder norwegisches Schiff im Hafen wäre, sofort nach zwei oder drei Stellen telephonierte, aber den Bescheid erhielt, daß wir falsch unterrichtet sein müßten. Er riet uns, zum portugiesischen Konsulat zu gehen und uns nach portugiesischen Schiffen zu erkundigen. Das Konsulat liegt an demselben Platz und wir wanderten dorthin. Der Unterschied der Begrüßung auf den verschiedenen Bureaus der verschiedenen Nationen ist nachgerade ein amüsantes Studium. Der Holländer — schwerfällig, unsicher, abweisend. Der Amerikaner — lebenswürdig, vornehm, formengewandt. Der Schwede — zurückhaltend, vornehm, aber freundlich und eingehend. Der Portugiese — romanisch galant, zuvorkommend, überfließend höflich und hilfsbereit. Also der Portugiese, er ist und bleibt unsere letzte Hoffnung. Er riet uns sogar, nach Delagoa-Bay zu fahren und dort einen direkten Lissabon-Dampfer zu nehmen. Näheres konnte er nicht sagen, wir wurden an den Agenten in der Abderley-Straße verwiesen. Also weiter! Bei der Agentur erfuhren wir nichts Genaueres, sie erwarteten einen Bescheid von Lissabon, ob Deutsche als Passagiere

aufgenommen werden dürften! — Ob es nun endlich glückt?

30. September.

Ein neuer Hoffnungsstrahl! Man teilte uns heute auf dem Auswandereramte mit, daß die Regierung ein Schiff ausrüsten würde — „Erna Woermann“ mit Namen! (gekapert an der Westküste 1914) sie solle Mais nehmen für England und im übrigen alle deutschen Passagiere, die hier in Kapstadt auf Überfahrt warteten. Man empfahl uns, darüber Stillschweigen zu bewahren. Da der Verkehr zwischen Kapstadt und England bedeutend eingeschränkt ist, so gibt es eine Menge Engländer, die für Geld und gute Worte keine Überfahrt nach der Heimat erlangen können, und so darf die Regierung aus Angst vor öffentlichen Angriffen nicht laut werden lassen, daß sie den Deutschen zur Heimreise verhilft.

Wie mir zumute ist, ich kann es kaum sagen. Innerlich vibriert alles vor heimlicher Erregung über alles, was kommen wird. Und doch kann man über allem die Angst nicht zum Schweigen bringen: Was ist zu Hause?? Vergebens warte ich seit Wochen auf die Antwort auf mein Kabel

— ich habe heute ein zweites Mal kabeln lassen!
— Dazu kommen die fürchterlichen Nachrichten von einer Niederlage der Deutschen im Westen! Was ist daran wahr? 60 000 Gefangene, Verwundete und Tote, über sieben Meilen zurückgeworfen aus den Stellungen! Dazu die Russen immer vorgehend! Gewiß, wir können nicht immer siegen! aber solche Nachrichten haben wir seit Beginn des Krieges noch nie gehört!

1. Oktober.

Heute besuchten Frau Dr. J. und ich einige deutsche verwundete Soldaten, die noch als letzte der Verwundeten aus Südwest hier im Wynberg-Hospital liegen sollten, wie wir gehört hatten. Nachdem wir unter größten Schwierigkeiten dazu einen Erlaubnischein uns besorgt hatten, fanden wir uns, mit Zigaretten, Kuchen usw. versehen, heute nachmittag pünktlich im Camp ein. Ein blonder, kleiner Leutnant, ein Bur von deutscher Abstammung (Name „von Knobel!“) hatte uns zu führen und als Aufpasser dabei zu sein. Wir fanden richtig vier Deutsche als letzte von 20, die hier gewesen sind. Wie froh und dankbar waren sie, daß wir sie besuchten. Einer von

ihnen lag bleich auf seinem Lager, ihm war vor einigen Tagen ein Bein abgenommen. Die andern drei gingen an Krücken. Sie schienen es recht nett hier zu haben, die Baracke sah tadellos sauber und ordentlich aus. Ihre einzige Klage war, daß es wahnsinnig langweilig wäre! Sie hatten seit April kein Wort mehr vom Kriegsschauplatz gehört, fragten angsterfüllt, wie es stände. Ich konnte in aller Eile ihnen Mut machen, zwar wußte ich selbst keine genauen Angaben zu machen! Wir durften zirka $\frac{1}{4}$ Stunde bleiben, und als wir gingen, da kam ihr Dank wirklich von Herzen, das fühlten wir. Der kleine Burenleutnant zeigte auf dem Rückwege großes Interesse für Südwest und sein Schicksal. „Denn“, sagte er, „niemand kann besser nachfühlen, als wir Transvaalburen, was es heißt für ein Land, wenn der Feind hindurchzieht und alles zunichte macht. Vor 14 Jahren haben wir es in schlimmster Weise erfahren.“ Er selbst hätte damals, wie er sagte, über ein Jahr im Camp gesessen als Gefangener der Engländer, und wenn ihm damals jemand gesagt habe, daß er den „Khakirock“ noch tragen würde, so hätte er ihn ausgelacht. — „And now, we had to wear it!“

2. Oktober.

Ich habe zum erstenmal seit Kriegsbeginn eine deutschgedruckte Zeitung in der Hand gehabt — das ist ein Erlebnis! Es war die „Züricher Zeitung.“ — Zum erstenmal seit einem Jahr und zwei Monaten! Sie war alt und zerlesen, stammte ungefähr vom Juni, aber man verschlang jedes Wort! Die Quelle dieser Zeitung weiß niemand, sie wird streng geheim gehalten. Auf wunderbaren Wegen mögen sie hierher kommen.

XIV. An Bord der „Erna Woermann“.

15. Oktober.

Ist es ein Traum? An Bord des Schiffes, das uns heimwärts bringen soll? Lachend blauer Himmel, glatte, grünblaue See, Möwen, das Schiff umziehend! — Das alles scheint wieder so weltfern von Krieg und Grauen, daß ich gewaltsam erst mich darauf besinnen muß, wohin das Schiff uns bringen will: in das Gebiet des Krieges, der Gefahr!

Afrika, das schöne, schöne Land der Sonne, liegt hinter mir. Das Land, das mir soviel des innern Erlebens gebracht hat, das am innern Menschen arbeitete unmerklich, aber unermüdlich — das mir zum Glück meines Lebens den Eingang wies! —

Heute, bei der allgemeinen fröhlichen Stimmung an Bord, fangen wir schon an zu vergessen, daß wir als — englische Gefangene, „prisoners

of war“ fahren! Gestern erlebten wir's ganz deutlich, daß wir Gefangene sind. Um 10 Uhr vormittags fanden wir uns alle im Zollhaus am Hafen zur Revision des Gepäcks ein. Stundenlang dauerte die Durchsichtung der sämtlichen Koffer durch Detektive. Es war ein merkwürdiges Bild, halb scheußlich, halb komisch, wie sich um jede Koffergruppe die verschiedensten Sachen in Bergen aufstürzten, nachdem sie vor den prüfenden Augen des Beamten Gnade gefunden hatten. Mein Geheimpolizist machte mir die überaus große Freude, daß er mir meine sämtlichen Tagebücher, Zeitungsausschnitte, Bilder aus Südwest usw., nachdem er sich ungefähr eine Viertelstunde hineinverloren hatte, wohlwollend in den Koffer zurücklegte. Nur die schönen Albums von Kapstadt und Umgebung ließ er nicht durch. Nach der Prüfung der Sachen fand die Durchsichtung unserer Person durch weibliche Detektive statt, die an Gründlichkeit auch nichts zu wünschen übrig ließ. Und endlich, nachdem alles überstanden, ging's von Polizisten geleitet auf das durch militärische Wachen stark abgesperrte Schiff, das bei unserer Ankunft einen geradezu verkommenen Eindruck machte. Heute

beginnen sie schon mit einer gründlichen Säuberung allüberall!

Über dem Einzug in die zugewiesene Kabine, dem Ordnen des Gepäcks, dem Abschied vom amerikanischen Generalkonsul Mr. Murphy, dem wir Deutschen alle zu großem Dank verpflichtet sind wegen seiner tatkräftigen Hilfe, und dem bekannten ersten Beamten des Auswandereramts, der sichtlich erfreut war, die seit Wochen ihn beunruhigenden deutschen Plagegeister loszuwerden, war es endlich Abend geworden. Die Herren gingen von Bord, die „Erna“ gab das markerschütternde Abfahrtsignal, die Taue wurden gelöst, und die Brücke, die nach Afrikas Festland hinüberführte, wurde hochgezogen, und langsam setzte sich das Schiff in Bewegung. Zum letztenmal lag Kapstadt mit seinen Bergen vor uns im Sonnenuntergang. Millionen von Lichtern flammten auf, die Musik vom Pier klang gedämpft herüber. Und während wir langsam zwischen den Scheinwerfern und Leuchttürmen aus der Bucht heraus dem offenen Meere zusteuerten, stand ich, keines Wortes mächtig, an der Reeling und konnte es noch nicht fassen, daß alles kein Traum, sondern Wirklichkeit war.

18. Oktober.

Nun liegt auch Südwest schon über einen Tag hinter uns. Noch einmal sah ich, wie vor vielen Jahren, die gelben Sanddünen aufstauen. Als ich einst vor meiner Landung in Swakopmund diese eigenartigen Dünen erblickte, grellgelb, mit dem flimmernden blauen Himmel darüber, da lag Afrika als Neuland vor mir und bange dachte ich: Was liegt hinter dem Wüstenstreifen? was für eine Natur? was für Menschen? was für Verhältnisse? — Nun ließ ich Südwest hinter mir zurück und mit ihm ein Stück meines Lebens, reiche, reiche Jahre — viele Sonnentage und viele ernste, schwere, erfahrungsreiche Tage. Ein wunderbares Land liegt hinter den Dünen — aber deine eigenen Wege muß du stark und allein gehen können und nicht glauben, dich an Menschen halten zu dürfen, denn — herzengrimselig, — ein Dichter hat dies Wort geprägt, das du draußen nie wieder vergessen kannst, — herzengrimselig ist Afrika! —

Am Sonnabend, nach 2½ tägiger Fahrt, warfen wir Anker vor Lüderitzbuch. Der Nachmittag verging unter ängstlichem Warten. Die englischen Offiziere, die an Bord kamen, ver-

handelten endlos mit dem Kapitän. Uns beschlich schon eine heimliche Angst. Noch konnte man ja wieder ausgebootet werden. Man kann nie wissen bei englischen Behörden! Gegen Abend kam der Leichter mit den deutschen Ärzten und den Sanitätsmannschaften, die wir an Bord nehmen sollten. Es gab eine freudige Begrüßung mit alten Bekannten. Abends spät ging es wieder in See.

20. Oktober.

Wir haben wundervolles Wetter, die See ist wie ein Teich, und die „Erna“ fährt glänzend. Die Bedienung ist sehr eifrig und dienstbeflissen und klappt recht gut, zumal wenn man bedenkt, daß von dem Heer der Stewards nur drei Berufstewards sind. Alle andern verdienen sich durch die Arbeit die Überfahrt: zwei Söhne von Professoren, ein Offizier (als Heizer!) ein Handlungsreisender, ein Bankbeamter, ein Farmer aus Transvaal — die Leute finden sich famos in ihre Rolle. Damit man den „Gefangenentransport“ nicht ganz vergißt, stehen überall Wachen. Die Herren müssen abends um 9 Uhr von Deck, die Damen, wann sie wollen. Der Transportführer Leutnant Healy, ein Witwer, tut wirklich

sein Möglichstes, um jegliche Differenzen und Unannehmlichkeiten zu vermeiden, ebenso der Kapitän.

Wir haben bis auf wenige Tage lachend blauen Himmel, ruhige See und unbarmherzig heiße Sonne. Ich genieße das Durchsonntwerden von Herzen. Denn wir gehen ja dem Winter, der Kälte entgegen, vor der ich mich fürchte. Wird man's je wieder aushalten ohne Afrikas Sonnenschein und blauen Himmel?

6. November.

Auf der Höhe von Sissabon! Von Afrika haben wir nun Abschied genommen, von Himmelsblau und Sonnenwärme. Wir sind nun schon in europäischen Gewässern. Die letzten Nächte und gestern am Tage war zum erstenmal Seegang. Endlich Bewegung im Wasser! Man merkt auch bereits an äußeren Anzeichen, daß wir in die Kriegszone kommen. Die Rettungsboote werden klargemacht und ausgeschwungen. Die Lichter des Schiffes sind völlig abgeblendet. Das Deck bleibt abends völlig dunkel und an dem Rauch-, Eß- und Wohnzimmer die Läden fest geschlossen. Unheimlich waren diese letzten Abende. Der Himmel rabenschwarz; der Wind

umpfiff die Masten und das Wasser donnerte gegen die Bullaugen. Die Größe der Gefahr, in die wir uns begeben in diesen Tagen, wird einem erst jetzt ganz klar. Es ist ein nie gekanntes Gefühl: dem Tod ins Auge zu sehen! — denn das tun wir von jetzt bis zur Ankunft in Holland täglich, stündlich. Ich kann es selbst kaum verstehen, daß man noch manchmal so vergnügt und ruhig ist.

8. November.

Die Biskaya haben wir hinter uns, den ersten Tag mit tüchtigem Seegang, den zweiten mit verhältnismäßig ruhiger See. Die Tage werden trübe — grau, kalt, — Europa im Novemberkleid!

Eigen und ernst war's mir gestern abend. Ein strahlender Sternenhimmel breitete sich über dem dunkeln Wasser aus. Leuchtend stand im Norden der große Bär, das Wahrzeichen des nördlichen Sternenhimmels, und über uns der kleine Bär mit dem Nordstern. Ein Meerleuchten, wie ich es schöner noch nie sah, belebte das Wasser. Millionen von großen und kleinen Leuchtieren blitzten auf am Rumpf des Schiffes und weiter entfernt, hell aufleuchtend wie elek-

trische Lichter aus dem Meeresgrund. Ich ging vorn an die Spitze des Schiffes. Ein schneidend kalter Wind blies dort. In völligem Dunkel lag das ganze Schiff, nur die Lampen der Masten gaben einen fahlen Schein. In der Ferne, über das dunkle Wasser, glitten zwei Schiffe mit schwachen Lichtern dahin. Und langsam stieg von Norden her eine düstere Wolkenwand auf. Ernst und drohend zog sie höher und höher. Dorthin führen wir, in das Dunkle, Unbekannte — in die Nacht der Gefahr — vielleicht des Todes —. Tausend Gedanken bewegten mich in dieser Abendstunde. Eine unvergeßliche Stunde!

Es war die Parole ausgegeben, sich in dieser Nacht nur angekleidet aufs Bett zu legen und die Rettungsgürtel bereit zu halten. Wir waren an der Stelle, die den Engländern wohl aus Erfahrung als die größte Gefahr für die Schiffe gilt: an der Einfahrt in den Kanal. Eine lange, bange Nacht war das!

Nun fahren wir im Kanal. Eine Menge Schiffe, Segler und Frachtschiffe sind, meist fern am Horizont, sichtbar. Heute Nachmittag wird gepackt, denn morgen sollen wir in England sein. Was blüht uns nun? Internierung für einige

Zeit? sofortige Überfahrt nach Holland? Und dann — dann kommt die Heimat, Deutschland, das Elternhaus — wie etwas Fernes, wie ein Märchenbild winkt alles, nicht greifbar, nicht glaubhaft!

10. November.

Seit gestern im ersten Hafen seit Abfahrt! Dover! Wir liegen an dem wichtigsten Punkt der nördlichen Gewässer, das in Windhuk schon im Besitz der Deutschen war!! Gestern vom frühen Morgen an war die Fahrt überaus interessant! Unzählige Fahrzeuge der verschiedensten Gattungen kreuzten unsern Weg, u. a. vier Torpedoboote in Kiellinie nach der englischen Küste steuernd, hinter ihnen ein Riesentransportschiff. Viele Holländer, Dänen, Schweden, kleine bewaffnete Fischerkähne, Signalschiffe, es war ein reges Leben, je mehr wir uns Dover näherten. Mittags stoppten wir. Rings um uns lagen im immer dunkler werdenden Regenwetter unzählige Schiffe, große Passagierschiffe, besonders Holländer, kleine und größere Frachtboote, an die 60 bis 100 Fahrzeuge. Alles stoppt hier und wartet auf die Erlaubnis zur Weiterfahrt. Die Einfahrt in die Nordsee ist untersagt. Jergend-

welche militärische Operationen, hieß es erst, und unsere Spannung wuchs. Schöne Ausichten, tagelang hier liegen zu bleiben! Vielleicht geht es in ein paar Stunden weiter. Wieder einmal Ungewißheit! Man entwickelt in solcher Lage eine durch lange Übung erworbene Gemütsruhe. Wir sind dankbar, daß wir in Europa sind, einen Teil der gefährvollen Fahrt überstanden haben! Abends legte sich dicker Nebel über die Küste, und ein feiner Regen, kalt wie Eis, durchnäßte uns bis auf die Haut bei dem gewohnten Decklaufen; dazu blies ein durchdringender, kalter Wind — Europa wieder!

Heute früh liegt das Wasser und die Küste in herrlichster Klarheit. Ganz nah ist die Küste. Man sieht große europäische Ortschaften, eine Windmühle, ganz deutsch! und freut sich kindlich an diesen fremden und doch so vertrauten Anblicken. Das Wasser mit all den Fahrzeugen, von denen hin und wieder eins in See geht, sieht wunderhübsch aus. Ganz in der Ferne liegt Frankreichs Küste.

Eben kam das Polizeischiff. Wir haben Befehl, nach Tilbery abzufahren, sobald ein Lotse an Bord kommt. „It may be to-day!“ Nun wissen

wir den Grund, warum die Einfahrt in die Nordsee gesperrt ist: es war in der letzten Woche Sturm in der Nordsee, und seit vorgestern sind drei Schiffe auf treibende Minen gelaufen! Eine erfreuliche Aussicht für uns!

12. November.

Wir liegen still in der Themse! Gestern früh fuhren wir endlich ab. Im Laufe des heutigen Vormittags passierten wir die verschiedenen Leuchtschiffe der Themsemündung. Immer näher traten die Ufer heran. Große Dampfer begegneten oder überholten uns. Es wimmelte von kleinen Segelschiffen, die eifrig am Fischen waren; eins derselben hätten wir beinahe überannt! Ergreifend war dann der Anblick eines fast gesunkenen Dampfers, oberhalb von Southend. Es schien ein großer Passagierdampfer. Die Spitze und der Mittelbau und die Masten waren noch zu sehen. Langsam kreiste ein Wrack-Warnungsschiff um die Unglücksstelle. Heißer Dank war in mir gegen das Schicksal, das uns bisher so gnädig geführt hatte.

Das Polizeischiff beorderte uns, als wir in Tilbery ankamen, zurück, Themse abwärts, und

nach einer weiteren halben Stunde warfen wir Anker. Englische Offiziere kamen an Bord, der Transportleutnant jagte geschäftig umher, ein Hafenbeamter nahm eine neue Liste der sämtlichen Passagiere auf, und Nachrichten kamen vom amerikanischen Konsulat an verschiedene Fahrgäste. Wir erfuhren, daß ein holländisches Schiff acht Tage auf uns gewartet habe und heute morgen abgefahren sei. — Endlich kam die Order des heutigen Tages: „Not to-day, to-morrow!“ Immer Geduld! Also wieder das Notwendigste auspacken und sich den Tag vertreiben mit Essen, Trinken, Schlafen, Lesen.

Und da kam am Nachmittag von der amerikanischen Botschaft die langersehnte, tausendmal herbeigewünschte erste Nachricht aus dem Elternhaus, die mich in Kapstadt nicht mehr erreicht und deshalb vom dortigen Konsulat nach London gekabelt war, die erste Nachricht seit fast 1½ Jahren: „All well at home, except eldest brother killed!“ — — Es wurde mir schwarz vor den Augen, — zu plötzlich kam die Lösung der langen, langen, Spannung, — wie schwer ist es, nach endloser Ungewißheit die Wahrheit zu ertragen! —

Rotterdam, 14. November.

Auf dem Festland! Durch alle Fahrnisse hindurch hat uns ein gütiges Geschick heimgeführt auf neutralen, morgen auf deutschen Boden. Tausendmal seit 1½ Jahren ersehnter Augenblick, wie unfassbar schön bist du in der Wirklichkeit. —

Noch zwei Tage haben wir auf der Themse stillgelegen. Immer wieder hieß es: „Not today, to-morrow!“ Es war sprichwörtlich geworden auf der „Erna“. Draußen war eine Eiseskälte, und wir armen Afrikaner froren entsetzlich. Die Koffer waren gepackt, nirgendwo ein warmer, behaglicher Aufenthalt — ein wenig deprimiert die Stimmung, fast wie der graue Nebel, der sich über uns senkte von der Küste her! — Da endlich, am Sonnabend Nachmittag kam der Befehl, „die Passagiere sollen abends an Bord eines holländischen Dampfers gebracht werden“. Fieberhafte Tätigkeit — Packen — Trinkgelddergeben — Wegschaffen des Gepäcks — verfrühtes Essen — und erneutes Warten! Gegen 6 Uhr erschien die Behörde, Herren vom Auswanderer-Departement und zwei Offiziere. Versammlung im Eßsalon, Aufrufen und Geld-

kontrolle jedes Passagiers, und dann ergriff man sein Täschchen, durchschritt die Reihe der neugierig zuschauenden Schiffsmannschaft, durchschritt den doppelten Wachtposten und betrat das kleine Themse-Motorboot — und wartete, wartete, bis alle Passagiere da waren, bekam sein Billett zur Einbootung auf die Batavierlinie. Und dann begann der Motor zu arbeiten, die Brücke wurde hochgezogen, und fort ging's. Trotz des Verbots schlich ich mich hinaus aus dem überfüllten, überheizten Kajütenraum. Da lag die „Erna“ in geheimnisvollem Dunkel. Auf ihren Decks bewegten sich schattenhafte Gestalten, und bald lag sie inmitten der andern Schiffe hinter uns. Fort ging es in schneller Fahrt themseabwärts, an rätselhaft dunklen Schiffen vorüber. Geisterhaft und unhörbar glitten Boote, Segler und Schiffe über das dunkle Wasser dahin. Am dunkeln Nachthimmel spielten die Scheinwerfer, die nach den gefürchteten Luftschiffen auspähen. Und romantisch, wie fern von Zeit und Gegenwart glitten wir dahin. —

Da tauchte vor uns ein dunkler Schiffskörper auf. Wir kamen näher und näher, und im Schein der wenigen Lichter entzifferte ich das

groß eingezeichnete Wort „Nederland“ am Schiffsrumpf — unser Ziel! „Batavier III“.

Wieder warten! Diesmal „Ladies last“ — und dann einer hinter dem andern durch den die Namen aufrufenden Wachtposten — und wir waren auf neutralem, holländischem Boden. Wir zogen in unsere Kabinen ein und setzten uns dann in den gewohnten Gruppen gemütlich zusammen in froher Festesstimmung. Um 10 Uhr ging die englische Wache von Bord, als letzter Leutnant Healy, der beinahe bewegt von uns allen Abschied nahm und dem wir von Herzen für die gute Überfahrt dankten! Und dann wurde gefeiert, die Freiheit gefeiert! —

Bei Tagesanbruch hörte man die Schiffs-schraube anfangen zu arbeiten, und es ging in die Themse hinaus. Wir hatten vormittags wundervolles Sonnenwetter, aber schneidend kalten Wind. Eine Menge Schiffe waren sichtbar, nach allen Richtungen hin — ein letzter, schöner Tag auf See. Gegen Nachmittag nahm die Dünung zu, ein Unwetter stieg herauf, das Schiff schlingerte wie toll. Es war herrlich, je toller es wurde! — Plötzlich ein Ruf vorn vom Ausguckposten, das Schiff nahm scharfen Kurs

nach rechts; wir eilten dem Kapitän nach, der mit einem Deckoffizier nach Backbord rannte — er wies auf einen faustgroßen, schwarzen Punkt, der sich in den Wellen auf und niederbewegte. In einer Entfernung von kaum 100—150 Meter waren wir einer Treibmine ausgewichen! Mich schauderte.

Gegen 4 Uhr wurden wir der ersten Leuchttürme ansichtig, und näher und näher kam das ersehnte Land. Gegen 5 Uhr passierten wir Hoek, und dann wurde die Fahrt ruhig, es ging die Maas aufwärts. Heute zum erstenmal fuhren wir mit hellen, nicht abgeblendeten Lichtern — mit gutem Gewissen! Und dann tauchten die Lichter von Rotterdam auf. Endlich, — endlich — wir waren durch alle Gefahr!

Auf festem Boden! Die Knie wanken nach der langen Seefahrt. Wieder in der Zivilisation! Ein gemütliches Zimmer mit elektrischem Licht, ein herrliches Abendessen im hübschen „Maas-Hotel“.

Und morgen geht's — nach Deutschland! Eben saß ich an dem Telegramm, das man sich so oft heimlich ausgedacht hat. Nun in der tiefen Erregung konnte man die rechten Worte nicht

finden. Ob es morgen zum Frühstück ankommt?
und ob sie sich nicht ängstigen zuerst? — und
was sie wohl für ein langes, erstauntes Gesicht
machen!!

„Rotterdam. Innige Grüße nach glücklicher
Landung!“

XV. Nachwort.

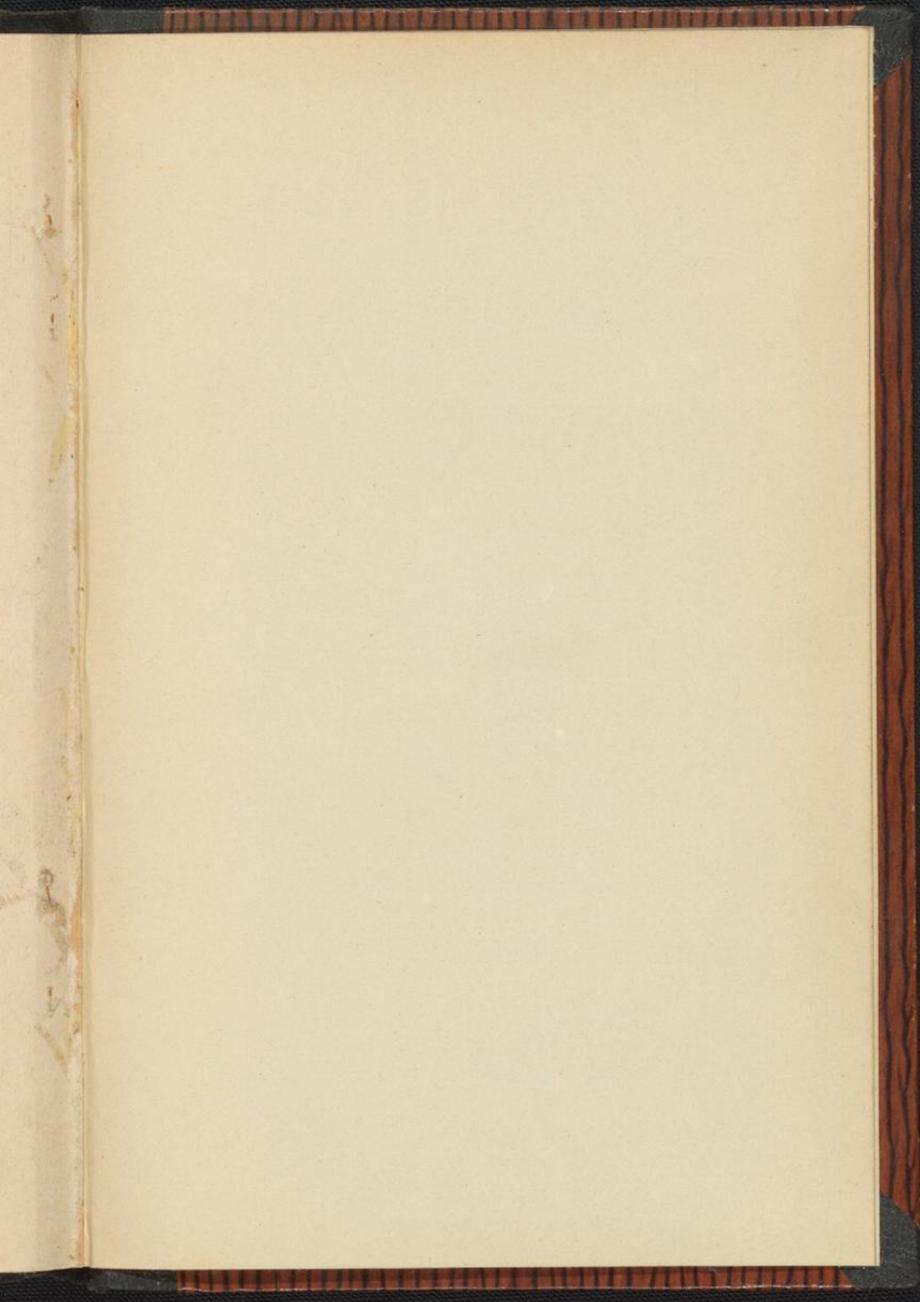
Ich bin daheim. Drei Monate schon. Wie wunder-wunderbar war diese Heimkehr!

Wie soll man all die Empfindungen der ersten Zeit in Worte fassen, wie das Erleben der bis in die tiefsten Tiefen erschütterten Seele!

Schnell habe ich die deutsche Siegeszuversicht wiedergefunden, die ich in all der Traurigkeit, der grenzenlosen Mutlosigkeit da draußen verloren hatte. Wie ein Wunder erscheint mir alles von Deutschland bisher Geleistete.

Wir haben draußen oft bitter uns beklagt: die herrlichen Tage des August 1914, die sind uns unwiderbringlich verloren! Ja, aber dafür hat uns Heimgekehrten ein gütiges Schicksal etwas anderes, etwas Großes, Erhebendes vergönnt: die Heimkehr in großer Zeit! Wo mit einem Schlage das ganze Gewebe von Lügen zerreißt, das der Feind um Deutschland wob! Wo wir, wie wohl nie zuvor, das herrliche Gefühl des Ge-

borgenseins im Vaterlande kennen lernen! Wo man es klingen hört wie früher, nur noch herrlicher, sieghafter: Lieb Vaterland, magst ruhig sein! — Da ist auch die Hoffnung in mir wieder groß geworden, daß man über die verlorenen Kolonien mit England abrechnen wird zur gegebenen Stunde, und daß es wieder unser wird, das Land, das mit soviel Blut deutscher Männer erkaufte wurde, und mit mühseliger, treuer Arbeit deutscher Männer und Frauen — unser fernes Sonnenland Südwest!



UB Frankfurt



56 552 413



